

Kinderleicht

Gerechtigkeit

Zehn Seiten extra: Antworten für alle, die Wirtschaft verstehen wollen



Leonard (links) und Dennis im Frankfurter Hauptbahnhof. Leonard, 13, kommt aus einer Unternehmerfamilie, Dennis, 14, wächst bei seiner Mutter auf, die Verkäuferin ist

RETO KLAR

Was ist gerecht?

Wir haben zwei Jungen aus der Nähe von Frankfurt/Main gefragt, der eine aus gutbürgerlichen, der andere aus bescheidenen Verhältnissen

ICH HEISSE LEONARD und werde in ein paar Wochen 14 Jahre alt. Mein Vater ist Unternehmer, meine Mutter Ärztin. Wir wohnen in Königstein im Taunus, das ist ungefähr eine halbe Stunde von Frankfurt am Main entfernt. Hier wohnen ein paar ziemlich reiche Leute, unser Landkreis hat die höchste Kaufkraft in ganz Deutschland. Es gibt aber auch viele Familien mit ganz normalen Häusern, die nicht besonders reich sind.

Wir wohnen in einem schönen Haus, das meine Eltern selbst entworfen haben. Von unserem Wohnzimmer aus kann man die Burg Königstein sehen. Ich gehe hier in der Stadt aufs Gymnasium, in die achte Klasse. Früher bin ich auf eine internationale Privatschule gegangen. Aber meine Eltern fanden dann, dass ich doch besser auf eine normale Schule gehen soll, damit ich nicht nur unter Kindern wohlhabender Eltern aufwache.

Mein Hobby ist Golfspielen. Im Moment bin ich fast jeden Tag auf dem Golfplatz. Meine Mutter oder mein Vater fahren mich zum Training. Ich weiß, dass viele Leute denken, Golfspielen ist nur etwas für Reiche. Aber für Kinder und Jugendliche ist es gar nicht so teuer. Meine Eltern müssen im Jahr nur etwa 100 Euro Mitgliedsgebühr für mich bezahlen. Man braucht natürlich Schläger, aber da reicht es, wenn man sich alle drei bis fünf Jahre einen neuen Satz kauft. Es sind auch nicht alle Kinder bei mir im Verein aus vermögenden Familien. Man kann zum Beispiel auch im Club jobben, um sich für die Mitgliedschaft etwas dazu zu verdienen.

Beim Golfspielen habe ich mehr Freunde als in meiner Klasse. Manche Kinder in der Schule finden mich eingebildet. Einmal waren ein paar andere Kinder neidisch und haben mir blöde Sprüche gesagt, als ich mit meiner neuen Armbanduhr, die ich zu Weihnachten bekommen hatte, in die Schule gekommen bin. So was finde ich ungerecht. Ich bin nämlich kein Angeber, der sich dauernd neue Sachen kauft und anderen vorführt. Ich habe zwar einen BlackBerry, aber den würde ich nie mit in die Schule nehmen. Wenn ich Geld geschenkt bekomme, wie neulich zur Konfirmation, stecke ich es in mein Aktiendepot.

Geldanlagen ist mein anderes Hobby neben Golfspielen. Ich habe in meinem Zimmer Bilderrahmen mit Aktien, die ich mir gekauft habe. Eine von Apple, eine von Starbucks und eine von Coca-Cola zum Beispiel. Und ich habe zwei Bildschirme mit einem Handelsprogramm wie richtige Aktien- oder Rohstoffhändler. An denen übe ich fast jeden Tag. Meistens mache ich das nur im Spiel, manchmal aber auch mit dem richtigen Geld aus meinem Depot. Morgens schaue ich im Badezimmer zusammen mit meinem Vater den amerikanischen Fernsehsender CNBC. Da kommen um diese Zeit immer Nachrichten über die Börsen in Asien. Ich habe mir auf mein Depot nach und nach ungefähr 1000 Euro zusammengespart und erhandelt. Neulich habe ich mir einmal von dem Geld, das ich mit den Aktien gemacht habe, einen neuen Golfschläger gekauft.



Leonard aus Königstein

Wenn ich erwachsen bin, möchte ich Unternehmer werden, wie mein Vater. Seine Eltern waren gar nicht besonders reich. Er hat sich immer angestrengt und ist so zu seinem Vermögen gekommen. Ich glaube, dass jeder etwas Tolles aus sich machen kann, wenn er sich anstrengt. Wenn man aus einer armen Familie oder einem schlechten Stadtviertel kommt, kann man ja trotzdem gut in der Schule sein und versuchen, ein Stipendium zu bekommen, damit man studieren kann.

Ungerecht finde ich, wenn Kinder gute Noten bekommen, obwohl sie sich nicht angestrengt haben. Bei mir in der Klasse gibt es Schüler, die oft stören, wenn ich etwas sagen will. Dann kann ich mich nicht konzentrieren und muss den Satz dreimal neu anfangen. Trotzdem bekommen sie nur selten Ärger von den Lehrern. Und es gibt Eltern, die immer am Ende des Schuljahres die Lehrer überreden, ihren Kindern eine bessere Zeugnissnote zu geben. Es ist total unfair, wenn die Lehrer das mitmachen.

Ich finde, auch bei den Erwachsenen sollte Anstrengung mehr belohnt werden. In Deutschland müssen die Bürger, die hart gearbeitet haben und dadurch viel verdient haben, die Hälfte ihre Einkommens abgeben. Das ist doch auch ungerecht.

MEIN NAME IST DENNIS. Ich bin 14 Jahre alt und wohne in Offenbach bei Frankfurt. In unserer Stadt gibt es ziemlich viele Ecken, in denen Jugendliche auf den Straßen abhängen und Blödsinn machen. Es gibt aber auch schöne Gegenden und viel Multikulti. In unserem Stadtteil, Lauterborn, ist es eher ruhig. Wir wohnen in einem großen, rosa angestrichenen Mietshaus und haben sogar einen Balkon zum Hof.

Ich wohne zusammen mit meiner Mutter, die von den Philippinen stammt, in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung. Ich habe ein eigenes Zimmer, meine Mutter schläft in einer abgetrennten Ecke unseres Wohnzimmers. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt. Er unterstützt uns aber mit Unterhaltszahlungen, jedenfalls meistens. Meine Mutter arbeitet in einer Parfümerie an der Kasse.



Dennis aus Frankfurt-Lauterborn

Wir haben im Monat nach Steuern zusammen 1300 Euro zum Leben. Das ist nicht viel. Wir können uns zum Beispiel kein Auto leisten. Manchmal muss meine Mutter ganz schön schlucken, wenn sie mir dringend etwas für die Schule kaufen muss. Vor ein paar Wochen brauchte ich für ein Schulprojekt eine Videokamera. Die haben wir für 69 Euro gekauft. Ich habe meine Mutter dazu überredet, weil ich keine Lust habe, mir jedes Mal von Freunden Sachen zu schnorren, die ich für die Schule brauche.

Ich gehe in die achte Klasse der Leibniz-Schule, einem Gymnasium in Offenbach. In meiner Klasse sind die meisten Kinder reicher als ich, viele Eltern sind Ärzte. Den Unterschied merkt man nur selten. Einmal hat ein Junge damit angegeben, dass er zu Hause einen Flachbildfernseher hat und ich nicht. Das fand ich total albern. Aber mit den meisten verstehe ich mich gut.

Ich fahre morgens mit dem Bus zur Schule. Als ich aufs Gymnasium gekommen bin, waren meine Mutter und ich bei vielen Schulen in der Stadt und haben sie uns angesehen. Die Leibniz-Schule ist zwar ein bisschen weiter entfernt und die meisten meiner Freunde aus der Grundschule sind auf eine andere Schule gegangen. Aber meine Mutter und ich fanden es

wichtig, dass ich dorthin gehe, wo ich die beste Ausbildung bekommen kann. Auch, wenn es unbequem ist.

In meiner Freizeit mache ich ziemlich viel. Ich trainiere Judo, eine Kampfsportart, in der man Selbstverteidigung lernt. Manchmal jobbe ich und stecke das Geld dann auf mein Sparkonto. Und ich sitze im Kinder- und Jugendparlament von Offenbach. Das ist ein von Schülern gewählter Ausschuss, der über die Probleme von Kindern in der Stadt spricht. Anträge in die Stadtverordnetenversammlung einbringt und Veranstaltungen organisiert. Zum Beispiel Fußball für Toleranz.

Gerechtigkeit ist für mich sehr wichtig, deshalb mache ich so viel mit Politik. Ich war in unserer Schule in der Schülervertretung. Da haben wir einmal einen Sitztrek organisiert. Es war an dem Tag so heiß, dass wir uns nicht mehr auf Lernen konzentrieren konnten, trotzdem haben wir kein Hitzefrei bekommen. Wir haben uns dabei durchgesetzt. Ich will aber nicht Politiker von Beruf werden. Ich habe mal ein Praktikum bei der Offenbacher Bürgermeisterin gemacht und gemerkt, dass sie sich fast den ganzen Tag nur durch Aktenberge wühlen muss.

Ich finde, dass es in Deutschland manche Kinder viel schwerer haben als andere. Ich selber bin zwar gut in der Schule, obwohl meine Mutter alleinerziehend ist und wir wenig Geld haben. Aber das liegt vielleicht auch daran, dass meine Mutter jeden Euro, den sie übrig hat, für mich ausgibt; damit ich mir Bücher kaufen oder einen Kurs in der Volkshochschule besuchen kann. Es gibt viele Kinder, deren Eltern sich nicht so viele Gedanken machen. Und viele Kinder, die stundenlang nur vor dem Fernseher sitzen, weil die Eltern ihnen keine besseren Ideen geben.

Manchmal bekomme ich von Bekannten oder Nachbarn Geld geschenkt, das steckt meine Mutter auf ein Sparkonto. Davon soll später mal mein Studium bezahlt werden. Wenn ich es schaffe, möchte ich Arzt werden. Aber nicht, weil ich reich werden will, das ist mir nicht so wichtig. Es wäre toll, wenn ich als Chirurg Menschen das Leben retten könnte.

Editorial

„Kinderleicht“: 6000 Euro im Internet zu gewinnen!

NICHTS AUF DER WELT, schrieb der Philosoph René Descartes im 17. Jahrhundert, ist so gerecht verteilt wie der Verdand: „Denn jedermann ist überzeugt, dass er genug davon habe.“ Dieser ironische Ausspruch zeigt: Das Thema Gerechtigkeit treibt die Menschen nicht erst um, seit der moderne Kapitalismus entstanden ist. Und die Debatte ist auch nicht mit der Ausweitung des Sozialstaats zu Ende.

Gerechtigkeit ist den Menschen wichtig, im aktuellen Wahlkampf spielt sie eine große Rolle. Doch in vielen Situationen ist es nicht einfach zu sagen, was gerecht wäre und wie Gerechtigkeit hergestellt werden könnte. Das hat die Redaktion der „Welt am Sonntag“ dazu bewegt, dem Thema die inzwischen vierte „Kinderleicht“-Ausgabe zu widmen.

„Kinderleicht“ ist ein Spezial, in dem wir wirtschaftliche Themen anschaulich und allgemein verständlich erklären wollen – kinderleicht eben für alle, die es verstehen wollen. Höhepunkte dieser Ausgabe sind das Spiel der Gerechtigkeit

sowie das Interview mit Bundeskanzlerin Angela Merkel. Das Gespräch führten diesmal drei Schüler der Carl-von-Ossietzky-Gesamtschule in Berlin-Kreuzberg.

Gerechtigkeit ist ein so vielseitiges und faszinierendes Thema, dass wir gern noch weitaus mehr Aspekte auf diesen zehn Seiten untergebracht hätten. Deshalb haben wir unser Online-Angebot erweitert. Unter welt.de/kinderleicht findet sich beispielsweise ein interessantes Experiment des Ökonomenprofessors Axel Ockenfels, bei dem Leser der „Welt am Sonntag“ bis zu 6000 Euro gewinnen können.



Von Jörg Eigendorf ...



... und Olaf Gersemann

Wie immer wünschen wir uns Kritik und Anregungen. Entweder könnt Ihr, können Sie die Artikel direkt im Internet kommentieren. Oder per Email an wirtschaft@welt.de. Aber nun erst einmal wünschen wir viel Spaß bei der Lektüre!

Inhaltsverzeichnis

Würfel raus und los! Spielend erleben, wie stark die Frage nach der Gerechtigkeit unser aller Alltag prägt *Seite 18*

Wann waren Sie richtig ungerecht, Frau Bundeskanzlerin? Drei Schüler der Carl-von-Ossietzky-Oberschule in Berlin-Kreuzberg im Gespräch mit Angela Merkel *Seite 20*

Von wegen egoistisch: Forscher zeigen, dass uns Gerechtigkeit oft wichtiger ist als Geld *Seite 22*

Der Adel und die Angst: Auch Blaublütige gehen arbeiten und sorgen sich um ihre Zukunft *Seite 23*

Gerechtigkeit ist ihr Job: Eine Richterin berichtet, wie schwer es ist, gerecht zu sein *Seite 24*

Eine Aufgabe für Philosophen: Wie große Denker sich über Gerechtigkeit den Kopf zerbrachen *Seite 24*

Der Traum von der Gleichheit: Im israelischen Kibbuz zählte das „Wir“ mehr als das „Ich“. Richtig funktioniert hat das nicht *Seite 25*

Das Spiel mit der Statistik: In den Debatten über Gerechtigkeit argumentieren alle Seiten mit Zahlen. Dabei spiegeln viele nur einen Ausschnitt der Wahrheit wider *Seite 26*

WELT ONLINE

Zum Ansehen: Alle Texte dieser Ausgabe mit noch mehr Fotos
Zum Schmunzeln: Was berühmten Schriftstellern, Wissenschaftlern und Politikern zum Thema Gerechtigkeit einfiel
Zum Mitmachen und Gewinnen: Ein wissenschaftliches Spiel des Kölner Experimentalökonom Axel Ockenfels
Zum Herunterladen: Diese „Kinderleicht“-Ausgabe und die vorherigen zur Finanzkrise, Globalisierung und Schulden im PDF-Format
Alles unter: welt.de/kinderleicht

Ein Spiel des Lebens: Warum der Staat es

In diesem Spiel geht es, wie im richtigen Leben, nicht immer gerecht zu. Spaß macht es dennoch. Probieren Sie, probiert Ihr es doch einfach aus. Ein Würfel und einige Spielfiguren reichen, und schon geht es los

Spielanleitung
 ■ Ziel des Spiels ist es, möglichst schnell die „wahre Gerechtigkeit“ zu erreichen.
 ■ Zum Spielen werden beliebige Spielfiguren aus einem anderen Brettspiel und ein Würfel benötigt.
 ■ Der Spieler mit dem höchsten Jahreseinkommen beginnt.
 ■ An den mit Richtungspfeilen versehenen Spielfeldern gabelt sich der Lebensweg. Je nach Feld entscheidet entweder der Würfel oder der Spieler selbst, welchen Weg er einschlagen möchte.
 ■ Trifft ein Spieler bei seinem Zug zufällig auf eines der grau unterlegten Ereignisfelder, muss er in der nächsten Runde die dort beschriebenen Anweisungen ausführen.
 ■ Das grau unterlegte Ereignisfeld „progressive Besteuerung“ ist ein Stopp-Feld. Die Spieler müssen hier in jedem Fall haltmachen. Nur der erste Spieler, der das Feld erreicht, würfelt einmalig extra und zieht um die gewürfelte Augenzahl zurück.

1 Geburt. Jeder beginnt sein Leben mit anderen Startvoraussetzungen. Einige – hier dargestellt durch die Spieler, die eine 5 oder 6 würfeln – werden in wohlhabende Familien geboren, womöglich mit Adelstitel. Die Eltern können es sich leisten, ihre Kinder besonders zu fördern, damit sie später bessere Karrierechancen haben: Chinesisch lernen im Kindergarten, Besuch einer teuren Privatschule, dann aufs Eliteinternat.

Der größere Teil der Kinder hat dagegen keine reichen Eltern. Etwa jedes siebte Kind in Deutschland stiftet die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) sogar als arm ein. Besonders häufig sind Kinder alleinerziehender Eltern und Migrantenkinder betroffen. Das deutsche Bildungssystem macht es Kindern mit schlechten Startchancen schwer, sozial aufzusteigen: Die Pisa-Studie vor einigen Jahren hat gezeigt, dass Kinder aus einfachen Verhältnissen bei gleichen Fähigkeiten erheblich schlechtere Chancen haben, Abitur zu machen und zu studieren, als die Kinder von Eltern, die ebenfalls studiert haben.

In unserem Spiel sind diese ungleichen Startchancen dargestellt, indem das Kind aus der reichen Familie lediglich zwölf Felder bis zum Ende der Gabelung (der Schulzeit) zurücklegen muss, das Kind aus der armen Familie dagegen 30 Felder. Wer hier allerdings Glück hat und auf dem Feld „Stipendium“ landet, überwindet die schlechteren Startchancen zumindest teilweise. In Deutschland bemühen sich die Politiker, durch genau solche Fördermaßnahmen Chancengerechtigkeit zu schaffen.

2 Rechtsprechung. Ein neuer Film kommt in die Kinos und ist kurze Zeit später auf DVD und im Internet erhältlich. In unserem Spiel kauft ein Spieler, der auf dem entsprechenden Ereignisfeld im oberen Weg landet, die DVD im Laden. Er wird erwischt und dafür von den Strafbehörden verfolgt. Die Anzeige, mit der er wahrscheinlich rechnen muss – auf Diebstahl steht eine Geldstrafe oder in schweren Fällen sogar Gefängnis von bis zu fünf Jahren –, ist hier symbolisiert durch „Eine Runde aussetzen“. Ein Spieler, der dagegen auf das Ereignisfeld im unteren Weg trifft, wird nicht bestraft und kann einfach weiterziehen. Er hat denselben Film illegal aus dem Internet heruntergeladen. Raubkopieren ist jedoch nach deutschem Recht nicht ungedingt eine Straftat. Das Urheberrecht erlaubt das Kopieren und Weitergeben von Filmen und Musik in kleinen Stückzahlen für den Privatgebrauch.

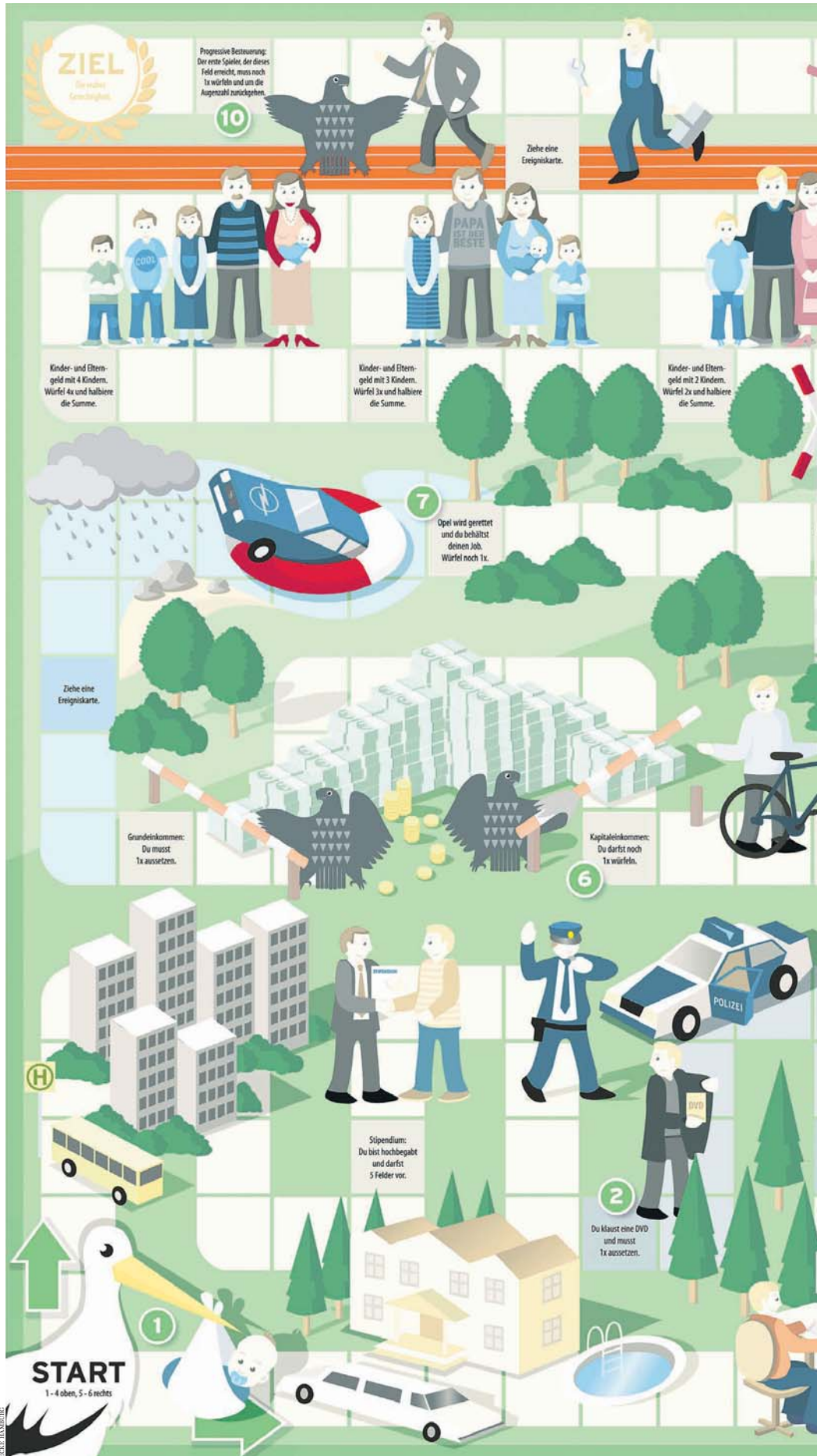
Das Beispiel zeigt, dass die Rechtsprechung nicht immer gerecht ist – obwohl in Deutschland die juristische Gerechtigkeit eines der Ziele des Staates ist. Im konkreten Einzelfall ist dies allerdings manchmal nur schwer zu erreichen.

3 Berufsausbildung. In dieser Phase des Spiels haben die Spieler die Schule abgeschlossen. Nun können sie entscheiden, ob sie eine Ausbildung machen oder studieren möchten. Wer sich für die Berufsausbildung entscheidet, kommt schneller zum nächsten Etappenziel, dem eigenen Einkommen. Dafür verdient er dann aber weniger. Ein Spieler, der sich für die Ausbildung entschieden hat, darf deshalb bei den nächsten zwei Zügen nur die Hälfte seiner Würfelsummen vorrücken. Dagegen bekommt der Spieler, der sich für das Studium entschieden hat, seine Würfelsummen in den nächsten beiden Runden verdoppelt. Tatsächlich lässt sich dieser Zusammenhang in Deutschland gut beobachten: Wer besser ausgebildet ist, verdient mehr. Laut OECD geht in Deutschland seit einigen Jahren die Schere zwischen den Einkommen gut und schlecht Ausgebildeter immer weiter auseinander. Viele Experten finden deshalb Stuehgebühren wichtig, um Gerechtigkeit herzustellen. Denn die Unis werfen zum großen Teil mit Steuergelechtern finanziert. Die wiederum muss auch derjenige zahlen, der selbst nicht studiert hat – wobei ein Bürger mit Studienabschluss statistisch gesehen durch seinen Abschluss mehr Einkommen erzielt und damit auch mehr Steuern zahlt.

Ein Studium lohnt sich in der Realität übrigens nicht in jedem Fall finanziell. Eine Untersuchung von Forschern der Universität in Frankfurt am Main hat ergeben, dass Uni-Absolventen, die Jura, Wirtschaftswissenschaften und Medizin studiert haben, im Berufsleben locker das während der Studienzeit entgangene Gehalt wieder hereinholen. Dagegen verdienen Absolventen der Kunst-, Agrar- oder Sprachwissenschaften später oft sogar weniger als jemand mit abgeschlossener Ausbildung.

4 Abwrackprämie. Der Staat greift immer wieder in unsere Leben ein und versucht, soziale Unterschiede auszugleichen. Die Einkommensunterschiede zwischen Gut- und Geringverdienern sollen zumindest zum Teil eingeebnet werden. Umverteilung wird das genannt. Außerdem hat sich die Bundesrepublik mit der sozialen Marktwirtschaft zum Ziel erklärt. Bedürftige zu versorgen, damit diese sich ihre Grundbedürfnisse wie Essen oder ein Dach über dem Kopf leisten können – etwa durch Hartz IV. Insgesamt beliefen sich die Sozialausgaben des deutschen Staates 2007 auf sagenhafte 707 Milliarden Euro. Und damit nicht genug. Die Abwrackprämie (offiziell: Umweltprämie) ist ein Beispiel dafür, wie der Staat mit weiteren Mitteln versucht, Bürgern mit vergleichsweise niedrigen Einkommen unter die Arme zu greifen und gleichzeitig die Wirtschaft zu stützen. Wer ein mindestens neun Jahre altes Auto besitzt, kann die Prämie in Höhe von 2500 Euro beantragen, um sich damit einen Neuwagen zu kaufen. Bisher hat das zuständige Bundesamt für Wirtschaft und Ausfuhrkontrolle über eine Milliarde Euro an Umweltprämien ausgezahlt. Unser Spiel zeigt die Ungerechtigkeit, die aber auch in der Abwrackprämie steckt: Wer so wenig Geld hat, dass er sich kein Auto, sondern nur ein klappriges Fahrrad leisten kann, profitiert nicht von dieser Maßnahme. Um den Faktor Glück darzustellen, müssen die Spieler würfeln, um den einen oder anderen Weg einzuschlagen.

5 Erbschaft. Wer auf diesem Feld landet, erfährt, dass sein Opa gestorben ist. Nicht jeder hinterlässt seinen Nachkommen ein großzügiges Erbe. Viele Menschen brauchen zu Lebzeiten ihr gesamtes Geld auf und müssen sogar vom Nachwuchs unterstützt werden, um in einem Pflegeheim versorgt werden zu können. Der Würfel entscheidet auf diesem Feld, wie viel Geld der Spieler erbt.



1 Geburt. Jeder beginnt sein Leben mit anderen Startvoraussetzungen. Einige – hier dargestellt durch die Spieler, die eine 5 oder 6 würfeln – werden in wohlhabende Familien geboren, womöglich mit Adelstitel. Die Eltern können es sich leisten, ihre Kinder besonders zu fördern, damit sie später bessere Karrierechancen haben: Chinesisch lernen im Kindergarten, Besuch einer teuren Privatschule, dann aufs Eliteinternat.



Von Anette Dowidit

2 Rechtsprechung. Ein neuer Film kommt in die Kinos und ist kurze Zeit später auf DVD und im Internet erhältlich. In unserem Spiel kauft ein Spieler, der auf dem entsprechenden Ereignisfeld im oberen Weg landet, die DVD im Laden. Er wird erwischt und dafür von den Strafbehörden verfolgt. Die Anzeige, mit der er wahrscheinlich rechnen muss – auf Diebstahl steht eine Geldstrafe oder in schweren Fällen sogar Gefängnis von bis zu fünf Jahren –, ist hier symbolisiert durch „Eine Runde aussetzen“. Ein Spieler, der dagegen auf das Ereignisfeld im unteren Weg trifft, wird nicht bestraft und kann einfach weiterziehen. Er hat denselben Film illegal aus dem Internet heruntergeladen. Raubkopieren ist jedoch nach deutschem Recht nicht ungedingt eine Straftat. Das Urheberrecht erlaubt das Kopieren und Weitergeben von Filmen und Musik in kleinen Stückzahlen für den Privatgebrauch.

3 Berufsausbildung. In dieser Phase des Spiels haben die Spieler die Schule abgeschlossen. Nun können sie entscheiden, ob sie eine Ausbildung machen oder studieren möchten. Wer sich für die Berufsausbildung entscheidet, kommt schneller zum nächsten Etappenziel, dem eigenen Einkommen. Dafür verdient er dann aber weniger. Ein Spieler, der sich für die Ausbildung entschieden hat, darf deshalb bei den nächsten zwei Zügen nur die Hälfte seiner Würfelsummen vorrücken. Dagegen bekommt der Spieler, der sich für das Studium entschieden hat, seine Würfelsummen in den nächsten beiden Runden verdoppelt. Tatsächlich lässt sich dieser Zusammenhang in Deutschland gut beobachten: Wer besser ausgebildet ist, verdient mehr. Laut OECD geht in Deutschland seit einigen Jahren die Schere zwischen den Einkommen gut und schlecht Ausgebildeter immer weiter auseinander. Viele Experten finden deshalb Stuehgebühren wichtig, um Gerechtigkeit herzustellen. Denn die Unis werfen zum großen Teil mit Steuergelechtern finanziert. Die wiederum muss auch derjenige zahlen, der selbst nicht studiert hat – wobei ein Bürger mit Studienabschluss statistisch gesehen durch seinen Abschluss mehr Einkommen erzielt und damit auch mehr Steuern zahlt.

4 Abwrackprämie. Der Staat greift immer wieder in unsere Leben ein und versucht, soziale Unterschiede auszugleichen. Die Einkommensunterschiede zwischen Gut- und Geringverdienern sollen zumindest zum Teil eingeebnet werden. Umverteilung wird das genannt. Außerdem hat sich die Bundesrepublik mit der sozialen Marktwirtschaft zum Ziel erklärt. Bedürftige zu versorgen, damit diese sich ihre Grundbedürfnisse wie Essen oder ein Dach über dem Kopf leisten können – etwa durch Hartz IV. Insgesamt beliefen sich die Sozialausgaben des deutschen Staates 2007 auf sagenhafte 707 Milliarden Euro. Und damit nicht genug. Die Abwrackprämie (offiziell: Umweltprämie) ist ein Beispiel dafür, wie der Staat mit weiteren Mitteln versucht, Bürgern mit vergleichsweise niedrigen Einkommen unter die Arme zu greifen und gleichzeitig die Wirtschaft zu stützen. Wer ein mindestens neun Jahre altes Auto besitzt, kann die Prämie in Höhe von 2500 Euro beantragen, um sich damit einen Neuwagen zu kaufen. Bisher hat das zuständige Bundesamt für Wirtschaft und Ausfuhrkontrolle über eine Milliarde Euro an Umweltprämien ausgezahlt. Unser Spiel zeigt die Ungerechtigkeit, die aber auch in der Abwrackprämie steckt: Wer so wenig Geld hat, dass er sich kein Auto, sondern nur ein klappriges Fahrrad leisten kann, profitiert nicht von dieser Maßnahme. Um den Faktor Glück darzustellen, müssen die Spieler würfeln, um den einen oder anderen Weg einzuschlagen.

5 Erbschaft. Wer auf diesem Feld landet, erfährt, dass sein Opa gestorben ist. Nicht jeder hinterlässt seinen Nachkommen ein großzügiges Erbe. Viele Menschen brauchen zu Lebzeiten ihr gesamtes Geld auf und müssen sogar vom Nachwuchs unterstützt werden, um in einem Pflegeheim versorgt werden zu können. Der Würfel entscheidet auf diesem Feld, wie viel Geld der Spieler erbt.

6 Kapitalertragsteuern. Du darfst noch 1x würfeln. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen.

7 Opel wird gezerrt. Du behältst deinen Job. Würfel noch 1x. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen.

8 Grundsteuern. Du musst 1x aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen.

9 Kinder- und Eltern- geld mit 3 Kindern. Würfel 2x und halbiere die Summe. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen.

10 Kinder- und Eltern- geld mit 4 Kindern. Würfel 4x und halbiere die Summe. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen.

Progressive Besteuerung: Der erste Spieler, der dieses Feld erreicht, muss noch 1x würfeln und um die Augenzahl zurückgehen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen.

ZIEH EINE ERGEBNISKARTE. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen. Ein Spieler, der auf diesem Feld landet, muss eine Runde aussetzen.

Links unten, auf dem Startfeld, geht es los. Das Ziel, mit dem das Spiel endet, ist oben links zu finden; die zehn Stationen auf dem Weg dorthin werden im Text erläutert. Die Ereigniskarten können

„Oder ist euer Lebenstraum

Bundeskanzlerin Angela Merkel erklärte in unserem Interview drei Schülern aus Berlin-Kreuzberg, für wie gerecht sie Deutschland hält: Hartz IV will sie nicht anheben, ungerecht findet sie den Mangel an Krippenplätzen

MITTEN INS HERZ der Berliner Machtzentrale gingen die Schüler für diese Ausgabe von „Wirtschaft kinderleicht“; in das Bundeskanzleramt, Sitz von Bundeskanzlerin Angela Merkel. Das Interview führten diesmal drei Schüler einer Gesamtschule in Berlin-Kreuzberg. An die Carl-von-Ossietzky-Oberschule gehen viele junge Migranten – und sie haben, wie wir in der Vorbereitung merkten, viele spannende Fragen zum Thema Startchancen und Zugang zu Bildung. Gerade hat dort der erste Abiturjahrgang seine Schulzeit beendet, in dem mehrere Kurse auf Türkisch anstatt auf Deutsch unterrichtet wurden.

Am Morgen des Interviews mussten die Schüler früh da sein, um die strengen Sicherheitskontrollen über sich ergehen zu lassen. Dann fuhren Laura Zell, 17, Ayşe Akgün, 18, und Yasin-Eren Cakmak, 17, begleitet von Sicherheitspersonal in den siebten Stock des Kanzleramtes. Im Konferenzraum empfing die Bundeskanzlerin die Schüler herzlich, öffnete ihnen die Saft- und Wasserflaschen höchstpersönlich und kam dann gleich zur Sache. „Zeit ist Geld, fangen wir an!“ Dann antwortete sie ausführlich auf die Fragen der drei zum Thema Gerechtigkeit – solange ihr strenger Zeitplan es zuließ. Das Thema und den Fragenkatalog hatten die drei zusammen mit ihren Mitschülern der Jahrgangsstufe II im „Profilkurs Politische Wissenschaft“ vorbereitet. Nach der Vorbereitung im Klassenverband gab es dann auch noch mehrere Proben, damit die Nachwuchsjournalisten auf alle Eventualitäten vorbereitet sein würden.

Ayşe: Frau Bundeskanzlerin, haben Sie wirklich die Macht, Deutschland gerechter zu machen?
Angela Merkel: Ich allein kann das natürlich nicht. Ich brauche für vieles die Unterstützung des Parlaments, also eine Mehrheit im Bundestag. Aber ich kann die Richtung vorgeben, ich kann Anregungen geben und ich glaube, dass ich an vielen Stellen dazu beitrage, dass es gerechter zugeht.

Ayşe: Können Sie drei Beispiele dafür nennen?
Merkel: Ich habe zusammen mit der Entwicklungshilfeministerin entschieden, die Entwicklungshilfe für Afrika deutlich zu steigern. Der Bundestag hat zugestimmt und wir konnten in den vergangenen vier Jahren mehr Hilfe bereitstellen. Wir haben viele konkrete Maßnahmen auf den Weg gebracht, sodass die nach Deutschland gekommenen Migranten bessere Chancen haben.

Ayşe: Wie denn?
Merkel: Zum Beispiel durch mehr Sprachkurse und den Weg zu besserer Bildung. Davon, dass Integration besser gelingt, hängt viel für die betroffenen Menschen selbst ab, aber auch für die Zukunft unseres Landes. Und wir haben es geschafft, in den drei Jahren vor der Wirtschaftskrise die Arbeitslosigkeit zu senken. Als ich Bundeskanzlerin wurde, waren nach dem Winter 2005/2006 fünf Millionen Menschen arbeitslos. Im Frühjahr 2008 waren es nur noch 2,9 Millionen. Damit ist Deutschland gerechter geworden und ging es vielen Familien besser – auch wenn durch die Wirtschaftskrise die Arbeitslosigkeit nun wieder steigt.

Laura: Aber ist es nicht ungerecht, dass die Hartz-IV-Empfänger mit so wenig Geld auskommen müssen?
Merkel: Es ist nicht leicht, von



So nah kommt kaum einer an Bundeskanzlerin Angela Merkel heran: Laura Zell (links), Ayşe Akgün (2. von rechts) und Yasin-Eren Cakmak (rechts) beim Fototermin für das Kinderleicht-Interview vor Merksls Büro im Kanzleramt. Anschließend sahen die drei sich den Rest des Gebäudes an – darunter die Ahnengalerie der ehemaligen Bundeskanzler, die als Ölgemälde in der Galerie hängen



Hartz IV zu leben, weil man damit sehr sparsam umgehen muss. Aber wir müssen aufpassen, dass derjenige, der den ganzen Tag arbeitet, zum Schluss mehr Geld hat, als wenn er nicht arbeitet. Es muss ein Anreiz bleiben, sein Geld selber zu verdienen.

„Derjenige, der den ganzen Tag arbeitet, soll zum Schluss mehr Geld haben“
ANGELA MERKEL
Laura: Eine Erhöhung kommt für Sie also nicht infrage?
Merkel: Zum 1. Juli, also vor wenigen Tagen, sind die Sätze gerade angehoben worden. Hartz IV steigt immer im gleichen Maße wie die Renten – und die wiederum steigen, wenn die Löhne der arbeitenden Bevölkerung steigen.

Außerdem wird regelmäßig die Hälfte der Sätze überprüft, also berechnet, wie viel man in Deutschland zum Leben braucht. In Deutschland ist der Sozialstaat in der Verfassung verankert und bietet den Schwächeren Schutz. Dafür geben wir knapp ein Drittel unseres Bruttoinlandsproduktes aus. Das ist auch international ein Spitzenwert.

Laura: Kann es sein, dass Sie deshalb nichts für die Hartz-IV-Empfänger tun wollen, weil die so wieso nicht CDU wählen würden?
Merkel: Ich habe gerade beschrieben, was wir für Hartz-IV-Empfänger tun und natürlich werden wir um jeden Wähler. Ich glaube, dass die Empfänger von Arbeitslosengeld II sich sehr genau überlegen: Welche Partei schafft es vielleicht, dass wir wieder Arbeit bekommen? Es ist ja nicht so, dass die Betroffenen nicht arbeiten wollen. Und wenn man alle zwei Wochen zum Arbeitsamt muss, um sich um sein Geld zu kümmern, ist das auch sehr schwer. Diese Menschen wählen

nicht die Partei, die ihnen den höchsten Hartz-IV-Satz verspricht, sondern fragen, wie sie selber wieder ihr Leben in die Hand nehmen können. Oder ist euer Lebenstraum etwa Hartz IV?
Laura: Nein!
Merkel: Na also.

Ayşe: Ihre Partei macht ja im Moment Wahlkampf damit, dass Sie die Steuern senken wollen. Wie soll das denn gehen, obwohl wir eine Wirtschaftskrise haben?
Merkel: Wir versuchen im Moment alles zu tun, damit die Krise möglichst kurz verläuft. Das tun wir etwa durch Konjunkturprogramme, die Förderung der Kurz-

arbeit, um Entlassungen zu vermeiden, und Senkungen von Steuern und Abgaben. Diese Ausgaben in der Krise finanzieren wir zurzeit über Verschuldung, wir müssen uns das Geld von Banken leihen. Das ist nicht schön, aber ohne ein solches Programm wäre die Krise noch viel schärfer und die Kosten für unser Land im Ergebnis noch höher als die Kosten unserer Hilfen.

Eren: Und trotzdem wollen Sie die Steuern senken?
Merkel: Wir müssen für möglichst viele eine Brücke über das Krisental bauen, bis wir wieder heraus sind. Für zusätzliches Wachstum in dieser schwierigen Phase wollen

wir den Menschen, die arbeiten und sich anstrengen, mehr Netto in der Tasche lassen, also im Bereich der Steuern Entlastungen schaffen. Und zugleich müssen wir nach der Krise die Schulden abbauen. Dabei hilft uns auch die Schuldenbremse, die wir in das Grundgesetz aufgenommen haben.

Eren: Warum nehmen Sie nicht das Geld von den Superreichen und reparieren damit die Staatskasse? Niemand braucht doch mehr als eine Million Euro zum Leben. Sie könnten alles, was darüber liegt, den Reichen abnehmen.
Merkel: Warum gerade eine Million und nicht 500 000 Euro? Und bei wem soll ich eurer Meinung nach

anfangen? Bei den Fußballspielern? Oder den Popstars?
Eren: Ja, oder zum Beispiel den Managern.
Merkel: Die Frage wirft ein grundsätzliches Problem auf. Menschen, die eine tolle Idee haben oder wichtige Erfindungen machen und deswegen viel Geld verdienen, tragen bereits den größten Teil der Einnahmen unseres Landes aus der Einkommensteuer bei und beteiligen sich dadurch an den Ausgaben für die Schwächeren in unserer Gesellschaft. Das Schlimmste, was einem Staat passieren kann, ist, dass keiner mehr Lust hat, etwas Besonderes zu leisten und damit Geld zu verdienen.

RETO KLARIC

etwa Hartz IV?“

Eren: Dann finden Sie es auch nicht ungerecht, dass der Chef der Deutschen Bank viel mehr verdient als Sie?

Merkel: Nein, ich weiß, dass viele in der Wirtschaft mehr Geld verdienen als ich. Ich habe mich entschieden, Politikerin zu werden. Und damit habe ich auch entschieden, dass ich gut, aber nicht so viel wie manche Manager verdienen. Wenn ich so viel Geld haben wollte wie Wirtschaftsmanager, dann müsste ich eben Managerin oder Unternehmer werden, aber das reizt mich gar nicht.

Ayse: Was finden Sie in Deutschland heute ungerecht?

Merkel: (überlegt) Es ist zum Beispiel nicht in Ordnung, wenn alleinerziehende Mütter oder Väter wieder arbeiten wollen, das aber nicht

können, weil es zu wenige Betreuungsangebote für unter Dreijährige in Kinderkrippen gibt. Das finden diese Familien dann verständlicherweise ungerecht. Es gibt Hunderttausende Alleinerziehende, die wieder eine Arbeitsstelle antreten könnten, wenn ein Betreuungsplatz für ihren Nachwuchs da wäre. Deshalb haben wir beschlossen, dass im Jahr 2012 jedes Kind, das dies möchte, einen Krippenplatz bekommen kann.

Ayse: Auch die Startchancen sind doch ungerecht verteilt. Ein Kind aus Berlin-Marzahn kommt seltener auf eine gute Schule als ein Kind aus einem reichen Viertel.

Merkel: Wir müssen sehr genau darüber nachdenken, wie man für jeden die gleichen Chancen schaffen

kann. Das ist kompliziert, weil die Kinder manchmal auch zu Hause nicht genügend Anregungen bekommen. Da sind Nachmittagsangebote sinnvoll, zum Beispiel in Form von Ganztagschulen oder Arbeitsgemeinschaften. Für dieses Thema sind in Deutschland die Länder zuständig und da ist vieles, was hellen wird, auf den Weg gebracht worden.

Laura: In den USA ist seit Kurzem ein Schwarzer Präsident. Wann bekommen wir den ersten Minister, dessen Eltern aus dem Ausland stammen?

Merkel: Jetzt ist erst mal eine Frau Kanzlerin. Und dazu noch eine ostdeutsche. Das ist doch auch schon mal was. Es wird eines Tages ganz normal sein, dass ein Minister Wur-

zeln zum Beispiel in der Türkei, Spanien oder Polen hat. Viele, die in der dritten oder vierten Generation in Deutschland leben, werden bei uns mehr politische Verantwortung übernehmen wollen.

Eren: Wir können uns eher vorstellen, dass ein Minister mit ausländischen Wurzeln von den Grünen stammt als von der CDU.

Merkel: Das sehe ich anders. Immerhin haben alle angeblich progressiven Parteien noch keine Frau und keine Ostdeutsche zur Kanzlerin gemacht. Insofern ist die CDU ganz schön weit vorne weg.

Laura: Apropos Frauen: Finden Sie es gerecht, dass sie im Schnitt 20 Prozent weniger verdienen als Männer?

Merkel: Nein, das finde ich un-

gerecht. Es kommt leider daher, dass die typischen Frauenberufe schlechter bezahlt sind als Männerberufe und daher, dass wir nicht ausreichend viele Frauen auf Chefposten haben. Die Gewerkschaften und auch die Unternehmerverbände, die Verantwortung für Löhne und Gehälter haben, sollten darauf drängen, dass Männer und Frauen bei gleicher Leistung gleich bezahlt werden.

Eren: Sind die Frauen nicht zum Teil auch selber schuld? Sie könnten doch mehr dafür tun, Chef zu werden.

Merkel: Manche Frauen trauen sich nicht. Und es wird ihnen oft nicht leicht gemacht. Sobald sie Kinder haben, kommen Frauen in vielen Betrieben nicht mehr für einen Chefposten infrage. Dabei kann man beim Kindererziehen eine Menge lernen: wie man flexibel ist und mit hektischen Situationen umgeht, wie man improvisiert und immer die Nerven behält. Das wird in den Betrieben leider oft nicht gewürdigt. Ich hoffe, das Elterngeld wird etwas ändern.

Laura: Wann waren Sie selbst das letzte Mal so richtig ungerecht?

Merkel: Ich, ungerecht? (lacht) Na ja, manchmal ist es so, dass man im Eifer des Gefechts jemanden, der etwas möchte, kurz angebunden behandelt. Und hinterher denkt man sich: Ach, hättest du vielleicht doch ein bisschen aufmerksamer sein können. Ansonsten bin ich eigentlich nicht ungerecht, hoffe ich. Für mich ist entscheidend, ob man hinterher die Kraft hat, auch offen zu sagen, wenn man etwas falsch gemacht hat.

Eren: Und wann haben Sie sich in Ihrem Leben ungerecht behandelt gefühlt?

Merkel: Als Schülerin war ich schlecht in Sport und in Werken, alle anderen Fächer sind mir leichtgefallen. Wenn ich beim Sport über-



„Darf ich Du sagen oder lieber Sie?“, fragte Merkel die Schüler. Dann ging das Interview zum Thema Gerechtigkeit mit der Kanzlerin los

das Pferd springen musste, ist mir das viel schwerer gefallen als eine Eins in Mathematik. Ungerecht fand ich, wenn ich zum Beispiel beim Werken mit der Feile einen Kreis formen musste, der dann trotz stundenlanger Arbeit schief geworden ist und der Lehrer gesagt hat: Das ist aber nicht so dulle. Mein persönliches Gefühl, wie sehr ich mich angestrengt hatte, haben die Lehrer nicht gewürdigt, nur das Resultat.

Ayse: Müsste also grundsätzlich mehr gewürdigt werden, wie stark man sich anstrengt?

Merkel: Man sollte natürlich nicht dazu übergehen, alles nur noch nach der Mühe zu beurteilen. Nach dem Motto: Ich gebe mir Mühe, Auto zu fahren, und nach 30 Stunden in der Fahrschule, auch ohne bestandenen Führerschein, habe ich mir so viel Mühe gegeben, dass man mich auf die Straße lässt – und dann richte ich nur Unheil an! Aber man muss im Leben schon kämpfen, um etwas zu bekommen. Und wer kämpft, sollte dafür auch belohnt werden.

Eren: Sie sind jetzt seit vier Jahren

Kanzlerin. Sind Sie enttäuscht, dass Sie nicht mehr bewegen konnten?

Merkel: Nein, ich finde, dass ich schon ganz schön viel bewegen und auch zum Guten verändern konnte.

Laura: Wirklich?

Merkel: Na ja, manchmal ist man ungeduldig. Dann träumt man davon, dass man seine Meinung immer eins zu eins umsetzen kann. Aber zur Politik gehört auch Demut. Man muss akzeptieren, dass andere anders denken. Stellt euch vor, ihr plant einen Klassenflug und wollt nach Rom. Man sollte denken, nach Rom will die ganze Klasse. Ist aber nicht so. Einer will in die Uckermark, der Zweite nach Paris – und so ist das politische Leben auch. Wir sind eine Demokratie. Man muss sich um Mehrheiten bemühen, andere von seinen Ideen überzeugen. Denn nur dann kann man wirklich etwas bewegen.

WELT ONLINE

Im Kanzleramt: Wir begleiten die Schüler mit der Videokamera welt.de/kinderleicht

Welche Gerechtigkeit fordern die Parteien in ihren Wahlprogrammen?

GRÜNE
■ Das Wahlprogramm der Grünen hat das Motto „Klima, Gerechtigkeit, Freiheit“ und entsprechend oft kommt die „Gerechtigkeit“ auf den gut 200 Seiten vor: 72-mal, an allen möglichen Stellen. Die Grünen sind für Verteilungsgerechtigkeit, Teilhabegerechtigkeit, Generationengerechtigkeit, Geschlechtergerechtigkeit und globale Gerechtigkeit.

CDU/CSU
■ Im Programm der Union tauchen drei Formen von Gerechtigkeit auf: Leistungsgerechtigkeit bei Steuern, Generationengerechtigkeit bei Staatsfinanzen und Sozialpolitik und Chancengerechtigkeit in der Bildung. Als einzige Partei betont die Union die

Wehrgerechtigkeit, also die Gleichbehandlung der Männer beim Wehrdienst. Insgesamt 17-mal Gerechtigkeit auf gut 60 Seiten Wahlprogramm.

FDP
■ „Wer mehr Freiheit und Chancengerechtigkeit will, braucht eine starke FDP“, behauptet die Partei. Auf 80 Seiten kommt die Gerechtigkeit neunmal vor – meist im Zusammenhang mit Bildung.

SPD
■ „Sicherheit und Gerechtigkeit“ steht im Wahlprogramm ganz vorn. Die Gerechtigkeit kommt auf 100 Seiten aber nur 16-mal vor. Sie ist der SPD in der Bildung wichtig, doch auch die „soziale“ Gerechtigkeit wird mehrfach erwähnt. Als einzige

Partei betont die SPD daneben auch Gerechtigkeit im engeren Sinn. Gerechtigkeit braucht eine starke. Justiz und bedeutet auch: Gleichheit vor dem Gesetz“, heißt es.

LINKE
■ Die Linke spricht am häufigsten von „sozialer“ Gerechtigkeit. Sie ist die einzige Partei, die mehr Gerechtigkeit für alles und jeden auf der Welt fordert. *phn*



Prüfung bestanden: Die drei Kreuzberger Schüler verlassen nach dem Interview mit Angela Merkel das Bundeskanzleramt

Ein Baby sieht rot: 22.709 € Schulden

Da hilft leider auch kein Schreien – Vater Staat wird 2010 jedes Baby bei der Geburt mit 22.709 Euro Schulden belasten. Wie kann das sein? Der Staat hat in diesem Jahr mehr Schulden gemacht als je zuvor. Zahlen müssen das später die Bürger, und besonders die künftigen Generationen. Gerecht ist das nicht, sondern eher zum Weinen. Deshalb: Keine neuen Schuldenpakete – aus Rücksicht auf unsere Kinder! Mehr Informationen unter www.insm.de

INITIATIVE

Neue Soziale Marktwirtschaft

Die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft ist eine strategische Selbstorganisation von Politikern, Unternehmen und Wissenschaftlern zur Förderung von Wachstum und Beschäftigung in Deutschland.

Geld ist gar nicht so wichtig

Lange glaubten Ökonomen, dass Menschen im Wirtschaftsleben rein egoistisch handeln. Experimente im Labor beweisen nun, dass wir vor allem gerecht behandelt werden wollen – und dafür sogar auf Geld verzichten

NUMMER 27 IST sichtlich nervös. Hektisch kaut er an seinen Fingernägeln. Nummer 1 hingegen gibt sich völlig cool. Kurz vor Beginn des Experiments liest er noch eine Zeitschrift, er gähnt. Alle Kinder in dem Labor der Universität Köln sind belegt. 32 junge Menschen sind zusammengesommen, um ein Spiel zu spielen. Ein Spiel, in dem es um Geld geht. Um Gerechtigkeit. Und vor allem darum, das menschliche Wesen besser zu verstehen.

Dann geht es los. Das sogenannte Ultimatumspiel funktioniert nach einfachen Regeln: 16 Teilnehmer bekommen jeweils 20 Euro, die anderen 16 gehen leer aus. Jeder „Neureiche“ muss entscheiden, wie viel Geld er einem bestimmten Mitspieler aus der Gruppe der armen Gebliebenen abgeben will. Der Arme muss überlegen, ob er das Geld annimmt. Lehnt er ab, bekommen er und auch sein Mitspieler nichts.

Neues Menschenbild. Mit einfachen Experimenten wie diesen versuchen Forscher zu ergründen, wie gerecht sich Menschen im Wirtschaftsleben verhalten. Sind sie egoistisch und behalten große Teile des Geldes für sich? Oder teilen sie es fair mit denen, die nichts haben? Professor Axel Ockenfels von der Uni Köln geht seit Jahren diesen Fragen nach. „Wir haben festgestellt, dass nicht nur das eigene finanzielle Interesse, sondern auch das Thema Gerechtigkeit in Verhandlungen eine ganz entscheidende Rolle spielt“, sagt Ockenfels.

Mit diesem Ergebnis aus der sogenannten experimentellen Wirtschaftsforschung haben Ockenfels und seine Kollegen die Wirtschaftswissenschaft völlig auf den Kopf gestellt. Denn vorher sah das Men-

schensbild anders aus: Ökonomen gingen meist davon aus, dass der Mensch in erster Linie eines im Sinn hat: sich selbst. Demnach will er für sein eigenes Wohl sorgen, andere Menschen sind ihm egal. „Diese Annahme hat sich als völlig falsch erwiesen“, sagt Ockenfels.

Großzügige Angebote. Wie falsch, das zeigt das Experiment im Kölner Labor. Natürlich kann es die Wirklichkeit nicht eins zu eins abbilden. Aber es gibt Hinweise darauf, wie sich Menschen in Verhandlungen verhalten. Denn für die Versuchsteilnehmer geht es in dem Spiel um echtes Geld – es gibt also einen Anreiz, das Spiel sehr ernst zu nehmen.



Von Martin Greive

Wenn die alten Annahmen der Wirtschaftswissenschaftler stimmen würden, müssten sich alle Versuchsteilnehmer gleich verhalten: Die Reichen würden den Armen von ihren 20 Euro nur einen einzigen Euro abgeben und die restlichen 19 Euro behalten. Denn sie wollen möglichst viel für sich herausholen. Die Armen wiederum würden das niedrige Angebot akzeptieren, denn ein Euro ist ja besser als kein Euro.

Doch kein einziger der reichen Versuchsteilnehmer bot seinem armen Mitspieler nur einen Euro an. Im Gegenteil: Die Reichen gaben den Armen viel Geld ab, etliche teilten ihre 20 Euro sogar genau zur Hälfte auf. Jeder Teilnehmer bot den Armen in der ersten Runde mindestens sieben Euro an.

Aus Schaden klug geworden. Jil Carsen etwa, eine 20-jährige Stu-

dentin, teilte ihrem Gegenüber acht Euro zu. Selbst bei diesem Angebot hatte sie noch Skrupel: „Ich fand mein eigenes Angebot ja schon ein bisschen ungerrecht“, sagt die Studentin etwas verschämt. Doch ihr Angebot wurde angenommen.

In den nächsten Runden, in denen ihr immer wieder ein anderer Verhandlungspartner zugelassen wurde, bot sie mindestens sieben Euro. Nur einmal wollte sie einen armen Mitspieler mit sechs Euro abspeisen. Als dieser ihr Angebot ausschlug, ging sie mit ihrem Angebot in der nächsten Runde sofort wieder nach oben. Schließlich wollte sie Geld bekommen.

Erfahrungswerte. Jils Vor gehen passt zu den Ergebnissen aus Ockenfels' jahrelangen Forschungen. „Durchschnittlich werden 40 bis 45 Prozent des aufzuteilenden Kuchens angeboten“, sagt Ockenfels. Das bedeutet: Diejenigen, die das Geld haben, wollen zwar mehr davon behalten, als sie abgeben. Das war auch erwartet worden.

Aber: Die Reichen geben den Armen viel mehr von Kuchen ab, als es die traditionelle Theorie erwarten lässt. Das tun sie aus zwei Gründen: Zum einen, weil ihnen ihr Gerechtigkeitsempfinden sagt, dass sie nicht alles nur für sich behalten dürfen. Zum anderen aber auch, weil sie wissen, dass ihr Gegenüber das Angebot ablehnen kann, wenn er sich zu ungerecht behandelt fühlt. Und dann bleibt leer ausgehen. Deshalb muss sich der Reiche fragen, ab wann sein Angebot als ungerecht empfunden werden könnte. Diese Schwelle liegt laut

Ockenfels bei 35 bis 40 Prozent der Summe, die aufgeteilt werden soll: „Angebote, die kleiner sind, werden mit höherer Wahrscheinlichkeit abgelehnt.“

Der Vergleich zählt. Nach diesem Prinzip hat auch Philipp Kleer unbewusst gehandelt. Er gehörte zu der Gruppe, die kein Geld hatte. „Alle Angebote bis acht Euro habe ich angenommen“, sagt der 23-jährige Student, alles darunter empfand er als ungerecht. Kleer hatte die Möglichkeit, seinen Mitspielern nach ihren Angeboten eine Nachricht zu schicken. Als er einmal nur sieben Euro bekommen sollte, schrieb er: „Sei nicht so gierig.“ Bei Marc Drozda lag die Schwelle sogar noch tiefer als bei Kleer. Der 24-jährige Student hätte erst Angebote von fünf Euro und darunter ausgeschlagen – so wenig wurde ihm aber selbst in 40 Verhandlungsrunden nie angeboten. Als ihm ein Mitspieler einmal zehn Euro zuteilte, schickte er ihm dafür ein „Danke schön!“, bei acht Euro sendete er die Nachricht „das ist gerecht“.

Warum aber würde Drozda ein Angebot von fünf Euro ablehnen? Mehr Geld ist doch besser als kein Geld, oder? Auch hier bringen die Experimente neue Erkenntnisse: „Das Entscheidende ist nicht der absolut gebotene Betrag – sondern ob dieser im Vergleich zu dem, was eine andere Person hat, als gerecht empfunden wird“, sagt Ockenfels. Bei einem Angebot von fünf Euro hätte Drozdas Mitspieler 15 Euro gehalten, er hätte dreimal so viel Geld gehabt wie Drozda. Weil Drozda aber nicht so viel schlechter dastehen möchte als sein Gegenüber, schlug er das Angebot aus, auch wenn beide dann über-

haupt nichts bekamen. Sein Gerechtigkeitsempfinden war Drozda wichtiger als das Geld.

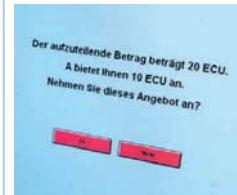
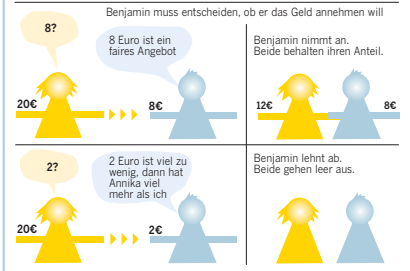
Diese Erkenntnisse könnten von großer Bedeutung fürs gesamte Wirtschaftsleben sein. Als gerecht empfundene Handlungen und Verhandlungen förderten die Bereitschaft der Menschen zur Zusammenarbeit, und dies fördere wiederum die Effizienz im Wirtschaftsleben, sagt Ockenfels. Oder anders gesagt: Gerechtes statt rein egoistisches Handeln kann zu mehr Wohlstand führen. Genau dies zeigt auch das Laborspiel: Je gerechter die Angebote sind, umso häufiger werden sie angenommen. Und umso mehr Geld verdienen alle Teilnehmer.

Stressmann ahnte es. Gerechtigkeit spielt bei Wirtschaftsentscheidungen eine entscheidende Rolle. In der Forschung ist die Erkenntnis noch immer jung. Dabei hatte schon Gustav Stresemann, ein legendärer Politiker aus der Zeit der Weimarer Republik, gewusst: „Es gibt ein unfehlbares Rezept, eine Sache gerecht unter zwei Menschen aufzuteilen: Einer von ihnen darf die Portionen bestimmen, und der andere hat die Wahl.“

Ein erhellendes Experiment

DAS ULTIMATUMSPIEL

Annika hat 20 Euro zur Verfügung. Sie muss entscheiden, wie viel davon sie Benjamin abgeben will.



Diese Frage musste die Spieler beantworten, die zunächst kein Geld bekamen



Axel Ockenfels erforscht menschliches Verhalten

Für die „Welt am Sonntag“ finden sich in einem Kölner Labor 32 junge Menschen für ein Experiment ein. Sie werden in zwei Gruppen unterteilt. Die eine bekommt Geld, die andere nicht. Je zwei Personen müssen sich einigen



WELT ONLINE

6000 Euro gewinnen: Professor Axel Ockenfels lädt exklusiv die Leser der „Welt am Sonntag“ ein, bis zum 26. Juli im Internet an einem experimentalförmigen Spiel teilzunehmen. Vier ausgeloste Gewinner erhalten insgesamt bis zu 6000 Euro. Die anonymisierten Ergebnisse werden wissenschaftlich ausgewertet. Mehr Infos unter welt.de/kinderleicht



Fünf, sieben oder zehn Euro – was ist gerecht? In einem Spiel sollen sich Teilnehmer einigen, wie sie Geld teilen

Sind wir wirklich egoistisch?

Menschen teilen bereitwillig. Nur wenn sie nichts dafür zurückbekommen, denken sie nur noch an sich

Einmal Diktator sein und bestimmen, was das Geld aufgeteilt wird – davon träumen wohl viele Menschen insgeheim. Der Wirtschaftsforscher Axel Ockenfels gab in seinen Experimenten Versuchsteilnehmern genau diese Möglichkeit. Auf diese Weise wollte er herausfinden, welche Bedeutung Gerechtigkeit für Menschen spielt.

In diesem Experiment gab es, wie in dem oben beschriebenen Ultimatumspiel, neureiche und arme Spieler, aber anders als in dem Versuch im Kölner Labor hatten die „armen“ Mitspieler nicht die Möglichkeit, die Angebote abzulehnen. Sie bekamen nur so viel, wie ihnen der „Diktator“ zuteilte. „Selbst in diesem Spiel geben etliche Reiche den Armen etwas ab, manche teilen ihr Geld sogar zur Hälfte auf“, sagt Ockenfels. Zwar bekommen die Armen insgesamt weniger als im Spiel mit Ableh-

nungsmöglichkeit. „Aber das Spiel zeigt eindrucksvoll, dass selbst in dieser starken Rolle viele Menschen einen Hang zum Teilen haben.“ Nicht nur seine Forschungen haben das bewiesen, sondern Experimente auf der ganzen Welt. Amerikaner zum Beispiel verhielten sich in Versuchen ähnlich wie Deutsche.

Dass der Mensch bereit ist, sein Vermögen mit jemand anderem zu teilen, obwohl er es nicht muss, unterscheidet ihn vom Affen, von dem er „bekanntermaßen“ abstammt. Denn Schimpansen sind alles andere als gerechte Zeitgenossen, wie Forscher des Max-Planck-Instituts herausgefunden, als sie mit den Tieren eine vereinfachte Version des Kölner Experiments durchspielten. Ähnlich wie die Studenten im Kölner Labor musste eine Reihe von armen Schimpansen entscheiden, ob sie unfaire Angebote von anderen Schimpansen – in diesem

Fall waren es Rosinen – annehmen wollten. Das Ergebnis: Sie akzeptierten jedes Angebot, das größer war als null – selbst wenn sie nur eine von zehn zu verteilenden Rosinen bekamen. Sie dachten: Eine Rosine ist doch besser als keine.

Menschen nehmen ein solch niedriges Angebot hingegen so gut wie nie an. Bei ihnen können sogar ganze soziale Systeme zusammenbrechen, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlen, wie ein anderes Experiment zeigte, das Ockenfels ebenfalls durchspielte.

Darin mussten die Mitspieler entscheiden, wie viel Geld sie in einen gemeinsamen Topf einzahlen wollten, was dem soziale Leistungen wie Arztbesuche oder Renten bezahlt werden. Das Geld aller Mitspieler wurde addiert, der „Staat“ legte als Belohnung für die Teilungsbereitschaft der Mitspieler noch einen großen Geldbetrag

obendrauf. Das gesamte Geld wurde dann genommen und zu gleichen Teilen an die Mitspieler zurückgegeben – unabhängig davon, wie viel sie vorher eingezahlt hatten.

Doch jetzt zeigte sich, dass einige Mitspieler gar nichts in den Topf eingezahlt hatten, trotzdem aber Geld bekamen. Die anderen Mitspieler empfanden dies als so ungerecht, dass auch sie in der nächsten Runde weniger Geld in den Topf gaben. Dies ging Runde für Runde so weiter. Am Ende war kaum noch jemand bereit, Geld in den Topf zu stecken, obwohl der Staat dies doch belohnte und alle Mitspieler davon profitieren würden.

Diese Forschungsergebnisse sind durchaus auf die Realität übertragbar, etwa auf die Finanzierung des Sozialstaats. Denn wenn einige das Gefühl haben, dass andere ohne Gegenleistung nur von dem Geld zehren, was man selbst einzahlt,

fühlen sie sich ungerecht behandelt. „Den Menschen ist Gerechtigkeit vor allen Dingen in dem Sinne wichtig, dass sie selbst keine Nachteile erleiden möchten“, sagt Ockenfels. Sie müssen selbst ihren gerechten Anteil aus der gemeinsamen Finanzierung erhalten. Ist dies nicht der Fall, verhalten sie sich beim nächsten Mal ebenfalls ungerecht. Dann ist es ihnen egal, wie es anderen Menschen geht.

Auch können die Erkenntnisse im Wirtschaftsleben genutzt werden. „Wir können sie nutzen, um Unternehmensabläufe zu verbessern, in dem wir die Kooperationsbereitschaft der Mitarbeiter dort untersuchen“, sagt Ockenfels. Ebenso könne man neue Ansätze entwickeln, wie Mitarbeiter bezahlt werden, sodass sie ihre eigene Leistung im Vergleich zu anderen Mitarbeitern als gerecht bezahlt ansehen. *Martin Greive*

Sind Kinder gerechter als Erwachsene?

DER VERSUCH

■ Anders als oft angenommen haben Kinder keinen stärkeren Gerechtigkeitssinn als Erwachsene. Im Gegenteil: Sie verhalten sich sogar deutlich egoistischer. Das fand der Wirtschaftsforscher Matthias Sutter von der Universität Innsbruck in Österreich heraus. Sutter testete in einem Experiment, wie viel Geld Kinder für sich behalten und wie stark

ihre Bereitschaft ist, ihr Geld mit anderen zu teilen. In diesem Spiel gibt ein Kind einem anderen Kind zehn Euro. Durch eine Verzinsung werden daraus 30 Euro. Das zweite Kind entscheidet, wie viel Geld es an das erste Kind zurückzugeben will.

DAS ERGEBNIS

■ Der Versuch ergab: Achtjährige behalten 90 Prozent des Geldes für sich und geben nur zehn Prozent an das andere Kind zurück. Je älter Kinder werden, desto stärker teilen sie ihren Betrag auf. So behalten Zwölfjährige nur noch 80 Prozent des Geldes für sich, Erwachsene schließlich sogar lediglich 65 Prozent.

DIE ERKLÄRUNG

■ Sutter interpretiert das Ergebnis so: Jugendliche lernen im Laufe des Erwachsenwerdens, dass alle von einer gleichmäßigeren Verteilung profitieren.



Zwischen Kronleuchter und Ikea-Regal

Stephanie Gräfin Bruges von Pfuel kam mit Titel, Schloss und vielen Privilegien zur Welt. Die Gesellschaft, sagt sie, könne nie ganz gerecht sein. Doch auch als Adelige kennt sie durchaus Geldsorgen – wie Millionen anderer Menschen auch

ES KLINGT WIE DIE TRÄUMEREI eines Kindes. Leben in einem richtigen Schloss. Vor 30 Jahren lag auch die damals 18-jährige Schülerin Stephanie aus Tüßling in Oberbayern im Bett und malte sich das Leben als Schlossherrin aus. Im Unterschied zu anderen Jugendlichen fragte sie sich damals allerdings ernsthaft: Will ich überhaupt in so ein großes, halb verfallenes Gebäude ziehen? Bin ich bereit, dafür mein Leben zu ändern?



Von Stefan Fründt

Geboren als Adelige. Was andere mit Reichtum, Ruhm und Rittertum verbinden, ist für Stephanie Gräfin Bruges von Pfuel, 48, heute Realität. Sie wurde geboren als Freiin Michel von Tüßling, heiratete später in ein noch älteres Adelsgeschlecht ein. Nach dem Tod ihres Vaters nahm die nach reiflicher Überlegung das Erbe, ein Renaissanceschloss aus dem 16. Jahrhundert, an. Mit fast 90 Räumen, Personalgebäuden, eigenem Park. Und sie erbe einen Namen, der Türen öffnen kann, die anderen wohl verschlossen bleiben.

Einfach Frau Pfuel. „Natürlich bin ich durch meine Abstammung privilegiert“, sagt die Gräfin, die einen Teil ihrer Jugend auf einer Privatschule am Ammersee verbrachte. Doch das Bild, das sich viele vom Leben einer Schlossherrin machen, gehe an der Wirklichkeit vorbei. „Adel, Schloss – das hat für viele

noch immer so eine Märchenfäzination. Ich kann das gar nicht nachvollziehen“, sagt die Frau, die sich am Telefon schlicht mit „Pfuel“ meldet. Sie sitzt im Turnzimmer, trägt Lederhosen und ein blaues Polo-Shirt. Beim Telefonieren legt sie gern die nackten Füße auf den Schreibtisch. Mit ihrer Familie bewohnt sie nur ein paar Zimmer im Ostflügel. Statt Kronleuchtern und Ahnenporträts an der Wand sieht man moderne Kunst und Ikea-Regale.

Kein Glamour. Das Schloss ist für sie vor allem der Arbeitsplatz. Nachdem sie die Kinder zur Schule gebracht hat, geht die sechsfache Mutter gegen acht Uhr wie Millionen andere Menschen in ihr Büro, fährt den Rechner hoch, checkt E-Mails. Die Diplom-Forstingenieurin kann die aktuellen Holzpreise im Schlaf hersagen. 1100 Hektar gehören ihr. „Doch die Einnahmen aus der Forstwirtschaft reichen nicht einmal, um diesen Riesenkasten zu erhalten“, sagt sie. Deshalb vermietet die Gräfin Teile des Schlosses, veranstaltet Messen und Märkte. Kein Glamour, sondern schöne Arbeit. Nichts zu sehen vom sprichwörtlichen Silberlöfel, der Blaublitzen angeblich bei der Geburt im Munde steckt. „95 Prozent der Adelligen, die ich kenne, haben normale Jobs“, sagt die 48-Jährige. „Sie müssen genauso rechnen wie jeder andere Bürger.“

Teures Schloss. Auch die Sache mit dem Schloss war finanziell nicht leicht. Als Stephanie kurz vor dem Abi stand, gab es darin nur ein paar bewohnbare Räume. Der Rest des Gemäuers war mehr Ruine als Schloss. Das Dach undicht, Fenster kaputt, der Putz bröckelte. Als ihr Vater dann verkündete, dass er den Familiensitz verkaufen würde, beschloss seine Tochter über Nacht, ihre Lebensplanung zu ändern. Sie gab ihren Karriereplan, Medizin zu studieren und Hirnforscherin zu werden, auf und begann nach dem Tod des Vaters, das Schloss von Grund auf zu sanieren. Unsummen verschlang das, und trotz ihrer Abstammung erlebte Stephanie von Pfuel, was Verarmungsgänge sind. Doch sie fand Wege, um Geld zu verdienen. Für den Kaffeehäuser Eduscho trat sie in TV-Werbespots auf: „Viele Adelige fanden das damals unmöglich!“

Feiern für Fußballspieler. Zudem begann sie damit, die Räume für private Festivitäten zu vermieten. Oliver Bierhoff zum Beispiel feierte auf Schloss Tüßling seine Hochzeit. Auch wenn es einem Langzeitarbeitslosen, der sich sein Hartz-IV-Geld mit dem Sammeln von Pfandflaschen aufbessert, keinen großen Trost spendet: Dass ein ehemaliger Berufsfußballer für eine Privatfeier kurzerhand ein Schloss anmieten kann, ist ein schillerndes Beispiel dafür, welche Aufstiegschancen die Gesellschaft inzwischen bietet. Es gab Zeiten in der deutschen Ge-

schichte, in denen Chancen und Reichtum weit ungleicher verteilt waren als heute.

Dinieren mit Fürsten. Die Wurzeln der Familie von Michel-Tüßling und von Pfuel reichen zurück in Zeiten, in denen die Abstammung darüber entschied, wer bei Hofe mit Fürsten und Königen dinieren, und wer ein Leben lang fast rechtlos auf dem Feld ackern würde. Auch der heutige Staat hat Nachholbedarf in Sachen Gerechtigkeit. Das musste von Pfuel neulich persönlich feststellen. Bei der Einschulung ihres jüngsten Sohnes sollte wegen Sparmaßnahmen an dessen Schule die erste Klasse mit der zweiten zusammengelegt werden. Der Elternbeirat wehrte sich vergeblich. Erst als sich von Pfuel, seit Jahren CDU-Gemeinderatsmitglied, persönlich an Parteifreunde wandte, wurde die Maßnahme zurückgenommen. „Ohne meine Verbindungen hätte ich mich nicht durchsetzen können. Das dürfte in einer Demokratie so nicht sein.“

Englische Privatschule. Eine schlechte Bildungspolitik könne auch ungerecht sein, sagt sie. Denn wer schlecht ausgebildet wird, habe Nachteile auf einem Arbeitsmarkt, der immer internationaler wird. Nicht jede Mutter hat wie von Pfuel die Möglichkeit, ihre Kinder für ein paar Jahre auf eine englische Privatschule zu schicken. „Eine wirklich gerechte Gesellschaft“, glaubt sie, „wird es wohl nie geben.“



Ein Leben mit prunkvollen, antiken Möbelstücken und neuen, funktionalen: Stephanie Gräfin Bruges von Pfuel

ANZEIGE

RWE COMPANiUS MENSCHEN MACHEN'S MÖGLICH.

Unter diesem Dach bündeln wir unser gesellschaftliches Engagement und fördern diejenigen, die sich ehrenamtlich stark machen. Weil sie sich für andere einsetzen. Weil sie Initiative zeigen. Und das nicht nur durch finanzielle Förderung: Hier können sich Gleichgesinnte austauschen und zusammenwirken.

Schließlich heißt vorWEg gehen nicht nur in die Energieversorgung der Zukunft zu investieren, sondern auch in die Zukunft derer, die wir versorgen. Weitere Infos finden Sie unter www.rwecompanius.com



VORWEG GEHEN

„MEINE HERREN“, sagt Alexandra Willmar und schüttelt streng ihren braunen Pagenkopf. „um ein bisschen mehr Respekt würde ich Sie schon bitten.“ Die 40-jährige Richterin thront in ihrer schwarzen Robe auf dem Podest im Sitzungssaal 329 des Nürnberger Arbeitsgerichts und bemüht sich, die angespannte Stimmung im Saal etwas zu entspannen. Vor ihr sitzen Achim Zierbitz* und sein ehemaliger Mitarbeiter Jochen Maler* und streiten sich. Jahrelang sei Maler einer seiner besten Männer gewesen, sagt Zierbitz. Doch dann habe er nach einem Unfall wochenlang gefehlt, und danach sei nichts mehr weiter vorher gewesen. Maler habe die Arbeit verweigert, ihn persönlich beschimpft und sogar erpresst. Deshalb habe er ihn verständlicherweise entlassen. Zierbitz läuft rot an, doch bevor er weiterschimpfen kann, fragt Jochen Maler scharf, wie „bitte schön“ Zierbitz denn das beweisen wolle? „Seit meinem Unfall bin ich gesundheitlich angeschlagen“, sagt er, „nun will er mich loswerden, das ist doch klar.“

Eine Frage der Ehre. Konflikte wie diese gibt es häufig in der Arbeitswelt. Angestellte, die sich von ihren Chefs gemobbt fühlen, Chefs, die unmotivierte Mitarbeiter loswerden wollen, Mitarbeiter, die sich mit ihrer Kündigung nicht abfinden möchten. Oft geht es um viel Geld, immer geht es um Stolz. In den meisten Fällen spielt auch die Angst der Kläger eine Rolle, sich die eigene Zukunft zu verbauen – und das macht die Konflikte oft sehr verfahren und unerbittlich. Wenn die Streitenden allein keine Lösung finden, können sie ihren Fall vor Gericht bringen. Dort entscheiden dann Richter wie Alexandra Willmar, wer recht hat und wer nicht. Seit knapp zehn Jahren ist die 40-jährige Richterin am Arbeitsgericht Nürnberg. Obwohl sie inzwischen über 200 Urteile gefällt hat, spürt sie noch immer deutlich die große Verantwortung ihres Berufs. „Mit jedem Urteil entscheide ich über ein Schicksal. Sei es das eines Arbeitnehmers, eines Familienvaters oder eines Unternehmers, an dem meist wiederum viele Schicksale hängen“, sagt Willmar. „Da einen kühlen Kopf zu bewahren ist nicht immer einfach.“



Was wiegt schwerer? Rechtsgöttin Justitia hält auf Abbildungen stets eine Waage, um die „ausgleichende Gerechtigkeit“ zu symbolisieren. Richterin Willmar stellt das mit Kindern auf einer Wippe nach

Die Gerechtigkeitsmacherin

Richterin Alexandra Willmar vermittelt, wenn Chefs und ihre Mitarbeiter streiten. Faire Lösungen zu finden, ist nicht leicht

Ziel Kompromiss. Dabei ist ein Richterspruch eigentlich nur das letzte Mittel, um einen Streit beizulegen. Bis es dazu kommt, setzen Willmar und ihre Richterkollegen alles daran, den streitenden Parteien zu einer gütlichen Einigung zu verhelfen. Vor der tatsächlichen Gerichtsverhandlung laden sie sie daher zu einer Güteverhandlung ein, bei der sie gemeinsam mit Kläger und Angeklagtem den Fall ausloten und dann idealerweise einen Kompromiss finden, mit dem alle zufrieden sind. Willmar sagt, das klappe in der Praxis tatsächlich sehr häufig. „Zwei von drei Fällen können wir schon auf diese Art lösen“, berichtet sie.

Auch Zierbitz und Maler sind heute erst einmal zur Güteverhandlung ins Gericht gekommen. Bislang stehen bei ihnen die Signale allerdings eher auf Sturm. Auf die Frage der Richterin, ob sich Jochen Maler mit einer Abfindung zufriedengeben könnte, grummelt der: „Mindestens ein Bruttogehalt müsste es schon sein...“. Zierbitz jedoch will davon nichts wissen: „Träum weiter, Maler“, grätzt er, und: „Mich wundert hier nichts mehr. War klar, bei so einem, der

aus dem Osten kommt“ – worauf Richterin Willmar mit einem strengen „Herr Zierbitz, bitte!“ versucht, den vor Wut schäumenden Mann wieder zur Ruhe zu bringen. Immer wieder einmal hat die Richterin es mit Leuten zu tun, die polternd auftreten und sie nicht ausreden lassen. „Dann versuche ich, gelassen zu bleiben und den Parteien klarzumachen, dass jeder mit seinem Anliegen gehört wird.“ Denn egal wie ihre Verhandlung am Ende ausfällt, eines ist der Richterin ganz besonders wichtig: „Dass alle Streitparteien mit dem Gefühl nach Hause gehen, ausreichend zu Wort gekommen zu sein.“

Richterliche Unabhängigkeit. Was Alexandra Willmar an ihrem Beruf besonders gefällt, ist, zuzuhören und sich hineinzufühlen in die Argumente und Sichtweise beider Parteien. Schon während des Studiums wollte sie Richterin werden. „Mir gefällt der Ansatz, immer bei-



Von Ileana Grabitz

de Seiten anzuschauen, abzuwägen und idealerweise eine Kompromisslösung zustande bringen zu können.“ Auch Entscheidungsfreude lag der gebürtigen Landsbutterin von Anfang an. Zudem sei sie fasziniert von der Unabhängigkeit ihres Berufs, sagt sie. Tatsächlich ist der Richterberuf einer der ganz wenigen, denen von Amts wegen eine uneingeschränkte Unabhängigkeit zugesichert wird. In der Regel dürfen nur die besten Absolventen eines Jurastudiums sich überhaupt für das Richteramt bewerben.

Wer einmal die Hürde genommen und den richterlichen Eid geschworen hat, ist unkickbar, und das ein Leben lang. Das soll dazu beitragen, dass sich Richter nicht beeinflussen lassen und neutral und unparteiisch Gerechtigkeit herstellen können.

Gerechtigkeit ist subjektiv. Heikel ist dieser Auftrag dennoch, „denn was gerecht ist, empfindet doch je-

der anders“, sagt Willmar. Wie unterschiedlich das Gerechtigkeitsempfinden ist, erfährt die Richterin auch immer wieder im Alltag mit ihren zwei kleinen Söhnen. „Darf der Größere mit ins Kino gehen, fühlt sich der Kleinere ungerecht behandelt. Und das, obwohl der Größere das auch noch nicht durfte, als er so alt war wie der Kleine heute“, erzählt sie.

Hinzu kommt, dass es selbst für den Richter nicht immer leicht ist, neutral zu bleiben: Ob man jemanden mag oder nicht, kann durchaus eine Rolle spielen, ob man gute Laune hat oder nicht ebenfalls. „Natürlich versucht man, sich frei von solchen Gefühlen zu machen. Aber auch Richter hegen Sympathien und Antipathien und haben verschiedene Launen, wir sind doch auch nur Menschen“, sagt Willmar.

Wegweiser Gesetz. Glücklicherweise müssen sich Richter bei ihrer Arbeit aber nicht auf ihr persönliches Gerechtigkeitsempfinden verlassen, sondern können und müssen die vielen deutschen Gesetze nutzen, um das in Deutschland geltende Recht herzustellen. Wenn sich Willmar auf ihre Gerichtsverhandlungen vorbereitet und die grünen Aktenordner mit den Streitschriften der Parteien durcharbeitet, hat sie immer eine dicke rote Gesetzesammlung neben sich – quasi als neutralen Leitfaden durch Fakten und persönlicher Betroffenheit.



Dicke Aktenmappe, schwarze Robe: Die Arbeitsrichterin Alexandra Willmar

Kontrolle durch Kollegen. Nach fast zehn Jahren im Amt hat die Richterin so viele Erfahrungen gesammelt, dass sie in meist recht schnell und sicher ihre Entscheidungen fällen kann. Um sich selbst Klarheit zu verschaffen, bespricht sie einen Fall auch manchmal in einer Kaffeerrunde, die sie und ihre Kollegen von Zeit zu Zeit abhalten. In den Gerichtsverhandlungen sitzen zudem zwei ehrenamtliche Richter neben ihr. Einer kommt von der Seite der Arbeitgeber, einer von der Arbeitnehmerseite. „Die meisten Richter haben ja selbst nie in einem Unternehmen gearbeitet“, sagt Willmar, „da hilft es manchmal ungemein, bei der Urteilsverkündung auf diese Sachkunde und Praxisnähe zurückgreifen zu können.“

Und obwohl das Urteil des einzelnen Richters ja bindend ist, kann die Entscheidung noch einmal überprüft werden. Das geht, indem die Betroffenen ihren Fall bei einem höheren Gericht vorbringen. Auch Willmar hat schon ein paar Mal erlebt, dass ein von ihr verhängtes Urteil vom Lan-

desarbeitsgericht wieder aufgehoben wurde. Das nimmt die 40-Jährige aber sportlich: „Solange das nicht überhandnimmt, gehört das zur richterlichen Tätigkeit“, sagt sie und lacht. „Nicht umsonst gibt es doch den Spruch: Sind zwei Juristen im Raum, gibt es drei Meinungen.“

Ideal: Ein Vergleich. Solcherlei Komplikationen kann die Richterin im Fall „Zierbitz gegen Maler“ jedoch vermeiden. Zunächst schlagen die Willen zwar hoch. Doch nachdem Willmar detailliert dargestellt hat, wie das weitere Prozedere aussieht und welche Kosten auf die Parteien zukommen können, wird es plötzlich so still im Saal, dass man die Neonlichter an der holzvertäfelten Decke surren hören kann. „Gut“, presst Zierbitz dann zähneknirschend hervor, „ein halbes Monatsgehalt Abfindung bekommt der, mehr ist mit mir aber nicht zu machen.“ Maler schaut auf, legt seine Stirn in Falten – und nickt. Kompromiss angekommen. *Namen geändert

Der Klub der toten Denker

Seit Jahrtausenden versuchen Philosophen zu ergründen, was Gerechtigkeit ist und wie sie sich herstellen lässt

ES IST EIN Gedankenexperiment, das leicht nachzumachen ist. Eine Gruppe von Menschen darf selbst beschließen, wie sie ihr Zusammenleben regeln will: ob es einige wenige geben soll, die für alle entscheiden; was mit denen passiert, die zu schwach sind oder zu alt, um zur Gemeinschaft viel beizutragen. Doch ein „Schleier des Nichtwissens“ überzieht alle Teilnehmer. Der sorgt dafür, dass sie nicht wissen, auf welchem Platz sie in ihrer Gesellschaft anschließend stehen. Der Schleier ist ein gedankliches Hilfsmittel des Philosophen John Rawls, der das Nachdenken über Gerechtigkeit in den vergangenen Jahrzehnten stark geprägt hat. Rawls' Konzept, veröffentlicht unter dem Titel „Eine Theorie der Gerechtigkeit“ und erschienen 1971, will sicherstellen, dass jedem ein-

zelen Menschen die größtmögliche Freiheit zuzugemessen kann und dass gleichzeitig jeder dieselben Chancen hat.

In Aufzeichnungen seit Tausenden von Jahren denken Menschen über eine gerechte Ordnung nach. Aber was heißt Gerechtigkeit im Zusammenleben von Menschen? Jedem das Gleiche zu geben oder jedem nach seinen Bedürfnissen? Unterschiede zu tolerieren, sie auszugleichen oder sogar zu fördern? Und was ist die Instanz, die Gerechtigkeit schafft: Ist sie von Gott gegeben, wie man in Ägypten und im alten Israel glaubte? Die griechischen Philosophen Platon und später Aristoteles kommen ohne göttliche Begründung aus. Für sie ist die Gerechtigkeit eine Tugend; eine Forderung an die Menschen, sich rechtfertigen gegenüber anderen zu verhalten.

Im alten Rom beginnt man, diese persönliche Tugend verpflichtend zu machen: So fasst die wichtigste Gesetzesammlung in der Geschichte unserer Kultur, die des oströmischen Kaisers Justinian I. (527–565), die Forderungen an die Menschen in drei Grundsätzen zusammen: „Ehrenhaft leben, den anderen nicht verletzen, jedem das Seine gewähren“ – und das war auf einmal nicht mehr nur wünschenswert, sondern hatte Rechtskraft. Weiterentwickelt wurde die Idee von der Gerechtigkeit als Norm Jahrhunderte später: Als Vertrag zwischen den Menschen, als Gesellschaftsvertrag stellen sie sich die Philosophen Thomas Hobbes und John Locke, David Hume und später Immanuel Kant vor. Bei al-



Von Florian Eder

len Verschiedenheiten haben sie alle die Idee, dass die Menschen ihr Zusammenleben gerecht aushandeln sollten, geleitet von der Vernunft – wenn das auch nur in Gedankenexperimenten funktionierte wie später bei Rawls. Aus den Ideen von Hobbes und Hume entwickelte sich der sogenannte Utilitarismus, der Gerechtigkeit dadurch definiert, dass es möglichst vielen Menschen möglichst gut gehen soll. Rawls wirft ihm vor, darüber die Freiheit zu vernachlässigen: Auch eine Sklavengesellschaft ließe sich schließlich damit rechtfertigen, dass sie durch geschickte Selbstorganisation einen maximalen Gesamtnutzen erreichen könnte. John Rawls dagegen definiert die Gerechtigkeit als Fairness, be-

schreibt ein Modell der Verteilung, für das sich vernünftige Menschen eigentlich zu ihrem eigenen Vorteil entscheiden müssten. Aber eine Frage bleibt offen: Woher kommt überhaupt der große Kuchen, den einer aufschneidet und an alle ausgibt. Wer backt ihn? Dass Rawls dieser Frage nicht genügend Gewicht beimä, war ein gewichtiger Vorwurf von liberalen Vordenkern wie dem österreichischen Ökonomen Friedrich August von Hayek. Damit es überhaupt Kuchen geben könne, müssten die Menschen das Recht zum Geldverdienen haben, jeder so, wie er es für richtig halte. Die Debatte der Denker über Gerechtigkeit ist damit nicht zu Ende. Nur die eine große Idee, durch die sich Rawls' faszinierende Idee und Hayeks Kritik vereinbaren lassen: Sie fehlt bisher.

Menschen wollen Gerechtigkeit oder sogar Gleichheit. Und Tiere?

HUNDE SIND NEIDISCH

■ Wieso kriegt der andere Hund eine Wurst und ich nicht – obwohl ich Pfötchen gegeben habe? Der Hund ist der beste Freund des Menschen und ihm noch viel ähnlicher als gedacht: Versuche an der Uni Wien zeigten, dass sich auch Vierbeiner manchmal ungerecht behandelt fühlen.

WURSTSTÜCKE LIEFERN DEN BELEG

■ Bei den Versuchen saßen zwei Hunde nebeneinander und mussten Pfötchen geben. Die einen beka-

men Wurst – egal ob sie die Tatze hoben oder nicht. Die anderen gingen leer aus. Ergebnis: Nach mehrmals ungerichteter Belohnung verweigerten die benachteiligten Hunde die Mitarbeit. Sie sahen entsetzt ihre Nachbarn an und waren beleidigt.

AFFEN WOLLEN GERECHTIGKEIT

■ Bisher waren solche Reaktionen nur bei Schimpansen oder Kapuzinernäffen bekannt. Die Affen reagieren sensibel auf ungerechte Belohnung bei gleicher Arbeit.



Im Kibbuz sollten alle gleich sein

Wer braucht schon eigene Hemden oder Bücher? In einem israelischen Kibbuz zählte nur eins: die Gemeinschaft. Keiner sollte etwas für sich haben, nicht einmal die eigenen Kinder. Funktioniert hat es nicht. Reformen wurden unausweichlich

JOEL DAROM BREITET seine Arme zu einer einladenden Geste aus und bittet in sein Häuschen unter Bäumen im Kibbuz Kfar Menachem. Im Wohnzimmer ein Bücherregal aus Holz, eine Sitzgruppe mit einfachen Sesseln, ein alter Fernseher, ein Telefon. Eine Klimaanlage sorgt für Kühle. „Im Schlafzimmer habe ich sogar einen Computer“, sagt der 88-Jährige. Für Joel Darom ist dieses Leben der reine Luxus. Nie zuvor wohnte er so komfortabel. Er bekommt sogar eine Rente. Fast schämt er sich, es kommt ihm vor wie Verrat an seinen Idealen.

Hemd: Auch die Kleidung gehörte der Gemeinschaft. Jeden Freitag bekamen die Mitglieder von der Wäscherei saubere Sachen in ihrer Größe zugestellt. Und außer einem kleinen Taschengeld „haben wir praktisch kein Geld zu sehen bekommen“, sagt Joel Darom. „Der Kibbuz war unser Leben, ein sehr schweres Leben. Ohne Idealismus hält man das gar nicht durch.“



Von Silke Mertins

Der Anfang vom Ende. Schon ein elektrischer Wasserkocher brachte das Gleichgewicht ins Wanken. Die Kibbuzmitglieder, die in der jüdischen Brigade der britischen Armee gegen Hitler-

Deutschland gekämpft hatten, kauften sich einen vom Entlassungsgeld, als sie nach vier Jahren heimkehrten. „Das war ein Skandal“, sagt Joel Darom. Wie konnte es gerecht sein, dass sie einen hatten und die Übrigen nicht? Würde sich nicht jeder am Abend gern einen Tee kochen? Hatten nicht auch andere gekämpft? „Es schien, als wären diese Kessel der Anfang vom Ende.“

Darom lächelt, wenn er daran zurückdenkt. „Vielleicht war es das ja auch.“ Er hat es sich in braunen Shorts und einem weißen Hemd auf seinem Lieblingssessel bequem gemacht. Er ist körperlich und geistig noch so beeindruckend fit für seine 88 Jahre, dass man sich gut vorstellen kann, wie er vor einem halben Jahrhundert mit der Spitzhacke aufs Feld gezogen ist. Die Pioniere schrieben die Bedürfnisse nach Besitz, die sie noch verspürten, ihrer oft bürgerlichen Herkunft und Erziehung zu. Mit ihren Kindern aber sollte es einmal anders werden. Sie würden frei sein von Selbstsucht und Besitzanspruch, so glaubte man. Sie wuchsen in Kinderhäusern auf, die Eltern sahen sie nur nachmittags. „Am Anfang war es eine Notwendigkeit“, sagt Joel Darom. Die Behausungen der Eltern waren zu klein und zu primitiv. „Alles, was wir hatten, wurde in das Kinderhaus gesteckt.“ Dort gab es fließendes Wasser, eine Küche, sanitäre Einrichtungen, Spiel- und Schlafzimmer. „Später aber gehörte es zur Ideologie der Kibbuzbewegung, dass die Kinder in den Kinderhäusern lebten.“ Auch die Kleinen gehörten der Gemeinschaft. Nur wenn sie alle gleich aufwachsen, so die Überzeugung der ersten Generation, wenn sie dieselben Chancen hätten und von Anfang an lernten, dass „Wir“ wichtiger ist als „Ich“, konnte es eine gerechte Welt geben.

Seine braunen Augen in einem Gesicht voller Lachfalten leuchten noch immer, wenn er an den Tag zurückdenkt, als er auszog, um seinen Traum von Gerechtigkeit und Gleichheit zu verwirklichen. 1938, zwei Wochen vor den Novemberpogromen der Nazis, wanderte der 17-jährige Berliner mit zwei Dutzend Gleichgesinnten der jüdisch-sozialistischen Jugendbewegung „Haschomer Hazzair“ aus ins Land seiner Vorfahren, das spätere Israel.

Die Idealvorstellung von der Lebensform der Zukunft hatte einen Namen: Kibbuz. Das hebräische Wort bedeutet Gruppe, doch es geht um weit mehr. Ein Kibbuz, das sollte eine Gemeinschaft von Gleichem sein, eine landwirtschaftliche Kooperative, die auf Privateigentum verzichtet, in der jeder gibt, was er kann, und bekommt, was er braucht. Es sollte keine Ausbeuter geben und keine Ausbeuteten, keine Reichen und keine Armen.



Joel Darom konnte es gar nicht abwarten, in einen Kibbuz zu kommen, an Israels Zukunft mitzuwirken. Acht Prozent der Israelis lebten zur Zeit der Staatsgründung in Kibbuzim. Heute sind nur noch drei Prozent der Bevölkerung Mitglieder der etwa 270 Siedlungen im Land. „Wir glaubten, dass wir etwas Historisches schaffen – ein Haus für die Nation, für alle Juden auf der Welt“, sagt Darom. „Für uns war Sozialismus keine Partei, keine Theorie, etwas, über das man debattiert – wir haben ihn gelebt!“

Dieses Leben bedeutete vor allem zu verzichten. Dort, wo heute ein kleines Paradies aus Wiesen, Blumen und Büäumen steht, waren vor 70 Jahren nur Felsen. Die Erde schleppten die Pioniere in Töpfen herbei. In Kfar Menachem, 35 Kilometer südöstlich von Tel Aviv, gab es anfangs nur Verschläge ohne Wasser und Strom, in die kaum zwei Feldbetten passen. Gegessen wurde in einer spartanischen Kantine mit ebensolchem Essen. Die Duschen standen in Gemeinschaftsnasszellen. Den Abend verbrachten die Mitglieder, die Kibbuzniks, im Aufenthaltsraum. Bücher lieb man sich in der Bibliothek.

Die Gerechtigkeit bestand zu nächst darin, dass alle arm waren. Die Kibbuzmitglieder besaßen nichts, nicht einmal das eigene

Kind entstanden, grinst die 62-Jährige mit den kurzen rotbraunen Haaren. „Ich hoffe, dass sie nie abgerissen wird.“ Man glaubt ihr, dass sie keinen Tag in den 34 Jahren hier bereut. „Aber ich verstehe die Probleme. Das Gleichbrüsten war oft schmerzhaft“, sagt sie.



Joel Darom ist einer der Gründer des Kibbuz Kfar Menachem in der Nähe von Tel Aviv. Die fünfjährige Rif besucht den Pionier der Bewegung oft

„Viele hat gestört, dass man ihnen sagte, wie viele Unterhosen ihnen im Jahr zustehen und ob sie Würst oder Käse essen sollen. Das Recht, eigene Entscheidungen zu treffen, war einfach eingeschränkt.“ Die junge Generation verließ den Kibbuz in Scharen.

„Ich habe Glück, meine drei Kinder sind alle im Kibbuz geblieben“, sagt Susi Schindler. Joel Daroms Söhne dagegen haben Kfar Menachem beide verlassen. „Das war unheimlich schwer für mich“, sagt er. Rif hüpfelt auf Darom zu, nimmt seine Hand. Susi Schindler freut sich, dass der alte Mann und das Mädchen sich verstehen. Rif ist oft bei den Pionieren, denn ihre Oma leitet das Altenheim des Kibbuz.

Der moderne, helle Flachbau liegt gegenüber der alten Baracke. Susi Schindler, von Haus aus Keramikerin, baute die Einrichtung auf. Auch Joel Daroms kranke Frau Rachel lebt dort. Schindler verehrt die Gründergeneration. „Für die Pioniere war das Modell richtig. Damals waren hier alle jung, sie haben wenig gebraucht und viel gegeben. Später hat es nicht mehr funktioniert. Für mich bedeutet Gerechtigkeit heute, dass alle die gleichen Chancen haben und dass niemand zwischen die Stühle fällt. Die Weisheit liegt in der Veränderung.“

Shorts und Schlappen, wie die meisten Kibbuzniks. Zwei Hunde trotten ihm hinterher. Der 33-Jährige ist Lehrer, und seit einem Jahr ist er wieder zurück im Kibbuz. „Früher hatte man keine Wahl, nicht beim Essen, nicht bei der Kindererziehung, nicht bei der Arbeit“, sagt er. All das hat sich verändert. Der Kibbuz ähnelt nun einer Dorfgemeinschaft mit starkem Zusammenhalt. „Der Kibbuz von heute passt zu mir“, sagt Scharon.



Jair Scharon kehrte zurück in den Kibbuz, weil er wollte, dass sein Sohn Assaf hier aufwächst. Susi Schindler (unten) ist Rif's Oma. Sie kam aus Wien nach Kfar Menachem und leitet das Altenheim der Gemeinschaft

Der moderne, helle Flachbau liegt gegenüber der alten Baracke. Susi Schindler, von Haus aus Keramikerin, baute die Einrichtung auf. Auch Joel Daroms kranke Frau Rachel lebt dort. Schindler verehrt die Gründergeneration. „Für die Pioniere war das Modell richtig. Damals waren hier alle jung, sie haben wenig gebraucht und viel gegeben. Später hat es nicht mehr funktioniert. Für mich bedeutet Gerechtigkeit heute, dass alle die gleichen Chancen haben und dass niemand zwischen die Stühle fällt. Die Weisheit liegt in der Veränderung.“

„Ich habe mir ein neues Auto, der andere nur einen gebrauchten Motorroller. Und auch Kinder von außerhalb gehen in die Kinderhäuser, die nunmehr reguläre Kindergärten sind. Aber der Stil im Kibbuz ist bescheidener, lässiger. Als Dekoration hängen im Kinderhaus gebrauchte CDs an der Decke. Draußen im Sand liegen gefüllte Autoreifen, alte Töpfe, Pflanzen und ausragierte Computer zum Spielen. Kein Kind muss sich schämen, statt mit Nike-Klamotten mit einem Loch in der Hose zu kommen – das ist Kibbuz-Schick.“



Leben die Erwachsenen auf Kosten ihrer Kinder?

Doch es gibt zu wenig Nachwuchs. In Kfar Menachem beträgt das Durchschnittsalter 61 Jahre. Jairs kleine Familie wohnt zur Miete. Fünf Jahre haben sie Zeit zu überlegen, ob sie Mitglieder werden wollen. Jair hadert noch. Doch Gerechtigkeit sei ihm wichtig. Aber eine andere als die der Eltern und Großeltern. „Gleichmacherei“ kommt nicht infrage. Nie würde er sein Einkommen in die Kibbuzkasse einzahlen und der Gemeinschaft überlassen, wie viel sie ihm gibt. „Gerechtigkeit bedeutet ja nicht, dass alle dasselbe essen und die gleichen Hosen und Hüte tragen.“ Die ursprüngliche Idee des Kibbuz existiert damit nicht mehr. Sie ist mit der Privatisierung gescheitert. Wie andere sozialistische Projekte konnte sie nicht bestehen.

Keine Extrawurst. Den Alten aber fällt das nicht leicht. Für viele war es selbstverständlich, dass sie sich einschränkten, dass es keine Extrawurst gab, dass der Kibbuz immer wichtiger als der Einzelne war. Jahrelang haben die einen Entschädigungszuschüsse aus Deutschland, die anderen Erbschaften in die Gemeinschaftskasse gezahlt. Alles andere wäre ihnen ungerecht vorgekommen. Doch Stück für Stück ist das, was ihnen so wichtig war, abgeschafft worden. Im Speisesaal, der nur noch morgens und mittags öffnet, gibt es inzwischen eine Kasse. Die Häuser werden privatisiert, die Mitglieder bekommen Gehalt.

RENTEN
■ In Deutschland gibt es die Rentenkasse. Die berufstätigen Bürger zahlen ein, und dieses Geld wird unter den Rentnern verteilt. Das scheint gerecht, denn die Rentner haben ihrerseits lange gearbeitet und eingezahlt. Aber das geht nur gut, solange Bevölkerungszahl und Sterblichkeit gleich bleiben. Künftig jedoch müssen immer weniger Junge immer mehr Alte ernähren. Auch die Gesundheitsversorgung im Alter wird teuer. Die Belastung der Jungen durch Abgaben steigt schneller als ihr Einkommen.

„Ich war dagegen, wie die meisten Alteingesessenen“, sagt Joel Darom. „Aber sie haben zu mir gesagt: Deine Söhne sind ja auch nicht geblieben. Das hat mich zum Schweigen gebracht.“ Die Kibbuz sind zum Mythos geworden. Ihr Beitrag zum Aufbau Israels ist legendär. Doch die jungen Leute wollten Freiheit seit Gleichheit.

SCHULDEN
■ Hier wälzen die Deutschen einen ganzen Berg auf ihre Nachkommen ab. Die bald zwei Billionen Euro Staatsschulden kosten jedes Jahr Zinsen. Und dieses Geld wird an anderen Stellen fehlen, zum Beispiel in den Schulen und Kindergärten.

UMWELT
■ Die heutigen Generationen fahren viel Auto und fliegen viel mit dem Flugzeug. Andererseits forschen sie auch an Umwelttechnologien und haben schon viel verbessert, zum Beispiel durch Filteranlagen den sauren Regen verringert. Doch den Klimawandel werden sie nicht mehr aufhalten. Die Kosten dafür tragen ihre Enkel.

64 Prozent

verdient ein Akademiker im Durchschnitt mehr als ein Schulabsolvent, der nicht studiert hat. Ende der 90er-Jahre war der Gehaltsvorsprung halb so groß. Zeit in die eigene Ausbildung zu stecken lohnt sich also noch mehr als früher: Die sogenannte **Bildungsprämie** ist gestiegen. Viele Arbeitgeber sind bereit, qualifizierten Mitarbeitern Gehaltszuschläge zu zahlen. Dies ist ein Grund dafür, warum der Abstand zwischen Gut- und Geringverdienern gewachsen ist.



23 Stunden

pro Woche arbeitet eine Frau mit Vollzeitjob nebenher im Haushalt. Männer begnügen sich mit sieben Stunden **Hausarbeit**, selbst wenn sie nur Teilzeit arbeiten. Im Durchschnitt hat eine Frau 20 Minuten weniger Freizeit pro Tag als ein Mann.

19,48 Euro brutto

bekommt ein durchschnittlicher **ostdeutscher Arbeitnehmer** pro Arbeitsstunde, im Westen dagegen liegt der Schnitt bei 26,39 Euro. Allerdings ist das Leben in den neuen Bundesländern günstiger: Um eine 70-Quadratmeter-Wohnung anzumieten, muss ein durchschnittlicher Arbeitnehmer zum Beispiel in Stuttgart deutlich länger arbeiten als in Dresden.



52 Prozent

des Aufkommens bei der **Einkommensteuer** zahlen allein die zehn einkommensstärksten Prozent. Dagegen geben einkommensschwache Haushalte einen etwa doppelt so hohen Anteil ihres Geldes für Verbrauchssteuern aus wie einkommensstarke.

Für jeden Euro

, den der Staat in **frühkindliche Bildung** investiert, spart er später jedes Jahr 13 Cent. Denn geförderte Kinder zahlen später mehr Steuern und sind seltener auf Sozialleistungen angewiesen. Es würde sich daher lohnen, wenn der Staat viel mehr Geld für Krippen und Kindergärten ausgeben würde – notfalls auf Kosten von Schulen und Unis.

28 Prozent

 weniger Lohn bekommen **Frauen** im Schnitt für eine Stunde Arbeit als ein Mann. Allerdings ist nur ein Sechstel dieser Differenz auf geschlechtliche Diskriminierung zurückzuführen. Dass Frauen weniger verdienen, hat vor allem damit zu tun, dass sie Babypausen einlegen und dadurch Aufstiegschancen verpassen und weniger Arbeitserfahrung sammeln.

GERECHT?

In Debatten über Gerechtigkeit argumentieren alle Seiten mit einer Vielzahl von Statistiken. Viele Zahlen spiegeln aber nur einen Teil der Wahrheit wider. Wer ein vollständiges Bild haben möchte, muss genauer hinschauen. Eine Aufstellung von Martin Greive, Tobias Kaiser und Flora Wisdorff

Bis zu 50,5 Cent Einkommensteuer zahlt ein Gutverdiener für einen Euro, den er verdient – etwas weniger als früher. Allerdings wurde der **Spitzensteuersatz** vor 50 Jahren beim 20-Fachen des Durchschnittseinkommens fällig – heute schon beim 6-Fachen.

Um 38 Milliarden Euro sind zwischen 2004 und 2008 die **Einkommen** der Arbeitnehmer nach Abzug von Steuern und Abgaben gestiegen. Die Staatseinnahmen wuchsen ungleich stärker: um 134 Milliarden Euro.



WELT ONLINE

Knapp jeder siebte

Haushalt wird von Statistikern als **armutsgefährdet** eingestuft – so viele wie Mitte der 80er-Jahre. Allerdings ist seither das Einkommen einer Familie, die an der statistischen Schwelle zu Armutgefährdung liegt, um zwölf Prozent gewachsen. Hintergrund: Statistisch steigt mit dem Durchschnittseinkommen automatisch auch die Armutsschwelle.



Zehnmal höher

als in Namibia liegt hierzulande das **Einkommen pro Kopf**. Wird aber berücksichtigt, dass viele Dinge des täglichen Lebens in dem afrikanischen Land billiger sind, dann ist der Abstand „nur“ halb so groß.

IMPRESSUM
 Eine Beilage der
 Welt am Sonntag
CHEFREDAKTOR: Thomas Schmidt
REDAKTION: Thomas Schmidt,
 Annette Dreyfuß, Florian Eder,
 Olaf Gersmann
PRODUKTION UND LAYOUT:
 Ives Knapp
ANZEIGEN: Michael Witke
VERLAG UND DRUCK: Axel Springer AG,
 Axel-Springer-Str. 60, 10556 Berlin
 welt.de/kinderleicht

Debatte: Unsere Titelhelden diskutieren über Gerechtigkeit

Quellen: BA, BfSt, Bundesfinanzministerium, Destatis, DIW, EU-Kommission, F+B-Miesspiegelindex, IW, IWF, James Heckman, OECD, RWI